

---

# Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

---

*Ernst Schneider* . Neurotische Depression  
und Stehlen

*Margaret E. Fries* Beispiele der Spieltechnik in der  
Analyse des Kleinkindes

*Klara Hofstetter* . Gebetzwang einer Vierzehnjährigen

*Steff Bornstein* . . Ein Beitrag zur Psychoanalyse  
des Pädagogen

*Mary Chadwick* . Kindheitserlebnisse  
von Pflegerinnen

*Richard Sterba* . . Über den Ödipuskomplex beim  
Mädchen

Erziehung und Kindergarten – Buchbesprechungen – Chronik

---

Preis dieses Heftes Mark 2.—

---

# Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Begründet von Heinrich Meng und Ernst Schneider

---

## Herausgeber:

August Aichhorn  
Wien V, Schönbrunnerstraße 110

Dr. Paul Federn  
Wien VI, Köstlergasse 7

Anna Freud  
Wien IX, Berggasse 19

Dr. Heinrich Meng  
Basel, Angensteinerstraße 16

Prof. Dr. Ernst Schneider  
Stuttgart, Gänsheidestraße 47

Hans Zulliger  
Ittingen bei Bern

## Schriftleiter:

Dr. Wilhelm Hoffer, Wien, IX., Lustkandlgasse 12

---

12 Hefte jährlich M. 10.—, schw. Frk. 12.50, österr. S 17.—

Einzelheft M. 1.— (schw. Frk. 1.25, österr. S 1.70)

Geschäftliche Zuschriften bitten wir zu richten an

## Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien I, In der Börse

---

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien“:

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	M. 10.—	Budapest 51.204	P 13.60
Zürich VIII, 11.479	Frk. 12.50	Zagreb 40.900	Din. 136.—
Wien 71.633	S 17.—	Warszawa 191.256	Zl. 21.70
Paris C 1100.95	Fr. 60.—	Riga 36.93	Lat. 12.50
Prag 79.385	Kč 80.—	s'Gravenhage 142.248	hfl. 6.—
Stockholm 44.49	schw. Kr. 13.50	Kjöbenhavn 24.932	dän. Kr. 12.50

Bei Adressenänderungen bitten wir, freundlich auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

---

In Vorbereitung befinden sich folgende Sonderhefte: „Lern- und Denkstörungen“, „Jugendliche Verwahrlosung und Kriminalität“, „Pubertätsprobleme“.

## Neurotische Depression und Stehlen

Von Ernst Schneider, Stuttgart

Werner P. ist der Sohn reicher Eltern, die für das Wohl ihrer Kinder alles zu tun bereit sind. Trotzdem müssen sie die Erfahrung machen, daß er seiner Mutter wiederholt Geldbeträge entwendet. Der Hausarzt empfiehlt, den Jungen mit einem reichlichen Taschengeld auszustatten, um der Versuchung zum Stehlen vorzubeugen. Das nützte leider nichts. Die Geldentwendungen hatten sich etwa vom achten bis zum fünfzehnten Lebensjahre je nach kürzern oder längern Abständen wiederholt. Darauf trat eine größere Pause ein, sodaß die Eltern glaubten, ihr Sohn sei von dem Übel befreit. Da ereignete sich, als Werner zweiundzwanzig Jahre alt war, ein folgenschwerer Rückfall. Als Mitglied eines Turnvereines entwendete Werner aus den abgelegten Kleidern zweier Kameraden wiederholt Geldbeträge. Er wurde entdeckt, aus dem Verein und nachher aus der Lehre als Mechaniker hinausgeworfen. Nun fragte mich der Hausarzt, ob es möglich wäre, daß durch Psychoanalyse die schlimme Neigung zum Stehlen angegangen werden könnte. Ich meinte, daß eine psychoanalytische Behandlung dann einen Erfolg versprechen könne, wenn das Stehlen ein Symptom einer Neurose sei. Eine Durchsicht des bisherigen Erfahrungsmaterials gestattete eine solche Annahme. Werner bestahl zu Hause immer nur seine Mutter, nie den Vater oder andere Personen, obschon er hiezu ebenso Gelegenheit gehabt hätte. Mit dem Gelde kaufte er meistens Süßigkeiten, ab und zu auch Gebrauchsgegenstände, wie einmal zwei Füllfederhalter gleichzeitig, die er in recht auffälligen Gebrauch nahm. Auch die Entlarvung im Turnverein erfolgte durch Selbstverrat. Ein Mitglied des Vorstandes legte in die Taschen der beiden Bestohlenen markierte Fünfzig-Pfennig-Stücke. Als er sah, daß sie verschwunden waren, trat er unter seine Kameraden und fragte, ob ihm jemand eine Mark wechseln könne. Ohne Zaudern und erfreut, einen Dienst leisten zu können, griff Werner in die Tasche und holte zwei verräterische Fünfziger heraus.

Eine weitere diagnostische Klärung sollte eine Untersuchung mit dem

Verfahren von Hermann Rorschach bringen. Dem Prüfling werden zehn schwarze und farbige Tafeln mit Klexfiguren vorgelegt mit der Aufforderung, sie zu deuten. Das Ergebnis war für Werner das eines Menschen mit guter Begabung. Jedoch war sofort erkennbar, daß es von einem Normalbefund solcher Versuchspersonen zwei bestimmte Abweichungen aufwies. Beim Erscheinen der farbigen Tafeln trat eine vorübergehende Assoziationssperre ein. Rorschach bezeichnet sie als Farbenschock und bewertet ihn so: „Versuchspersonen, denen dies geschieht, sind immer Affektverdränger, leichtere oder schwerere Neurotiker“. Die zweite Abweichung von der Norm läßt einen Schluß auf die Art der Neurose zu. Werner gab im Versuche gar keine Farbdeutungen, die Farbe blieb bei den Deutungen unberücksichtigt. Da die Fb (Farbdeutungen) ein Anzeichen für die Affektivität und die Extratensivität der Versuchspersonen sind, so schließen wir in unserm Falle auf eine Loslösung der nach außen gerichteten Gefühlsbeziehungen und auf einen Zustand der Introvertiertheit. Das läßt uns vorerst irgend einen depressiven Vorgang annehmen. Um eine Melancholie kann es sich nicht handeln, denn sonst wären die meisten Intelligenzzeichen stark reduziert und es würden vor allem die Bewegungsantworten (B) fehlen. Werner gibt aber die relativ hohe Anzahl von 6 B. Bei solchen wird in den Klex hinein nicht bloß eine bestimmte Form gesehen, sondern noch eine Bewegung hineinempfunden. Es sind dies reproduzierte Kinästhesien, die assimilatorisch mit der durch den Klex ausgelösten Formdeutung verbunden werden. Sie sind ein Anzeichen für Innerlichkeit (Introvertivität) und Eigentätigkeit, für schöpferisches Denken und produktive Phantasie. Die B zu den Fb in Beziehung gebracht, ergeben für Rorschach den Erlebnistypus der Versuchsperson, das Verhältnis der introvertiven und extratensiven Tendenzen zueinander im Sinne der Jungschen Einstellungstypen. In unserm Falle ergibt sich für den Erlebnistypus die Formel 6 B zu 0 Fb, der Erlebnistypus des Introvertierten, eines Menschen, der seine Interessen von der Außenwelt zurückgezogen und sich nach innen gewendet hat. Werner bringt schon beim ersten Test ein B. Die andern 5 verteilen sich auf den ganzen Versuch. Solche Deutungen gelingen ihm also leicht. Es ist daher anzunehmen, daß die Absperrung nach außen eine umso stärkere Lebendigkeit im Innern ausgelöst hat. Bei einem solchen Versuchsergebnis, wie das besprochene, diagnostiziert Rorschach eine „psychogene Depression“. Er versteht darunter im Sinne Bleulers eine Depression, die zum Unterschied der Melancholie ein neurotischer Vorgang ist. Die psychoanalytische Literatur spricht daher von einer „neurotischen Depression“<sup>1)</sup>

1) In meiner Arbeit: „Die Bedeutung des Rorschachschen Formdeuteversuches zur Ermittlung intellektuell gehemmter Schüler“, Zeitschrift für angewandte Psychologie, Band 32 (1928) Heft 1-3, habe ich eine Anzahl Protokolle von Versuchspersonen besprochen, die den gleichen Erlebnistypus (mehrere B:0 Fb) wie Werner lieferten. In allen Fällen handelte es sich um introvertierte Menschen mit ausgesprochenen Lern- und Arbeitshemmungen.

Das Ergebnis des Rorschachschen Versuches sprach also für das Vorhandensein einer Neurose, und die Annahme, daß das Stehlen ein Symptom dieser Neurose sei, erwies sich als berechtigt, sodaß eine psychoanalytische Behandlung in Vorschlag gebracht werden konnte. In den ersten Monaten der Analyse beschäftigte sich Werner fast ausschließlich mit seinem jüngern Bruder. Ihm, dem „Nesthäkchen“ gegenüber, fühlte er sich durch die Mutter sehr zurückgesetzt. Ihm, der sich besser durchsetzen und „beliebt machen“ konnte, ließ er jederzeit den Vortritt. Bei Streitigkeiten, etwa um einen Gegenstand oder ein Recht, trat er zugunsten seines Bruders zurück. Dieses Ausweichen und Zurückziehen wiederholte sich später öfters. Werner war ein guter Schwimmer und holte sich beim Wetschwimmen erste Preise. Als sein Bruder in den Schwimmverein eingetreten war, ließ er merklich nach und leistete sich verschiedene Fehlhandlungen, um dem Bruder zu ermöglichen, ihn zu überholen. In einem Schülerverein hatte er das Präsidium inne. Im andern Jahr, als der Bruder in den Verein aufgenommen worden war, legte Werner die Leitung nieder und zog sich ganz in den Hintergrund, während der Bruder eine Rolle zu spielen begann. So war es auch bei andern Zusammenkünften. Bei all dem war Werner kein sogenannter passiver Charakter. Beim Basteln und in verschiedenen Sportarten brachte er es zu Höchstleistungen.

Die Analyse konnte anhand von Traumfolgen zwei traumatisch wirkende Erlebnisse in der frühen Kindheit nachweisen. Als Werner anderthalb Jahre alt war, wurde sein jüngerer Bruder geboren. Schwer muß ihm die Enttäuschung durch die Mutter zu schaffen gemacht haben. Haß und Beseitigungswünsche richteten sich auf den Bruder, wurden aber infolge starker Schuldgefühle verdrängt. Alle diese Erlebnisse wogen deshalb besonders schwer, weil ein Abstilltrauma voraufgegangen sein mußte. Dies wurde von der Mutter bestätigt. Sie schrieb mir: „Was die Entwöhnung von der Mutterbrust anbelangt, so kann ich Ihnen mitteilen, daß ich Werner bis in den achten Monat hinein genährt habe, und daß er dann aber ziemlich plötzlich ganz entwöhnt wurde. Ohne mein Wissen war der jüngere Bruder Werners schon im Werden und die letzte Zeit hatte mich daher recht überanstrengt“. Im allgemeinen wurde Werner als ein „stets sehr ruhiges und äußerst zufriedenes und anspruchloses Kind“ (von der Mutter unterstrichen) geschildert, das etwas verträumt war und lange für sich allein spielen konnte. Wie froh wäre manche Mutter, wenn sie über ihre Kinder ein solches Urteil abgeben könnte. Doch ist nach allem nicht daran zu zweifeln, daß die Mutter Werners infantile Depressions- und Introversionszustände beschrieb, die zum Vorbild der spätern wurden. Die Anspruchslosigkeit muß nicht die ganze frühe Kindheit durchgehalten haben, denn die Analyse beschäftigte sich mit einer Zeit starker Naschhaftigkeit, die zwischen dem fünften und siebenten Jahre gelegen sein wird. Nachher begann Werner mit seinen Diebstählen bei der Mutter. Wenn wir uns erinnern, daß er mit dem Gelde meistens Süßigkeiten kaufte, so gehen wir

kaum fehl, wenn wir annehmen, daß diese irgendwie die verlorene Mutterbrust und die an den Bruder verlorene Mutterliebe ersetzen müssen. Dann hätte das Stehlen den Sinn eines oralen Liebesraubes. Es soll die ursprüngliche Mutterbeziehung wieder hergestellt und die Depression durch ein extratensives und aggressives Verhalten überwunden werden. Sehen wir zu, ob uns die weitere Analyse recht gibt!

Das Bestehlen der Kameraden in der Turnhalle trotzte lange der analytischen Auflösung. Den Anschluß an die früheren kleptomane Handlungen der Mutter gegenüber brachte uns die Mitteilung, wozu das Geld der Kameraden Verwendung fand. Werner veranstaltete mit einem „süßen Mädels“ einen fröhlichen Abend. Wesentlich war dabei das Trinken und Küssen. Aber warum bestahl er hiezu seine Kameraden? Vereinzelt solcher Gelage kamen auch früher vor. Sie wurden mit selbstverdientem Gelde finanziert. Diese Geldquelle hatte aufgehört zu fließen, als es zu jenem Diebstahl kam. Warum entnahm Werner nicht seinem stets reichlichen Wechsel den entsprechenden Betrag? Mit dem Gelde des Vaters wirtschaftete er sehr haushälterisch und übergewissenhaft. Luxusausgaben gestattete er sich nicht. Beim Essen überlegte er sich zweimal, ob er sich ein zweites Bier oder eine Süßspeise gestatten dürfe. Den Ausgang mit dem „süßen Mädels“ mit dem Gelde des Vaters zu bestreiten, war für ihn vollständig unmöglich. Diese Hemmung war offenbar durch ein unbewußtes Verbot diktiert. Vom Standpunkt der Moral aus hätte sich Werner sagen müssen, daß es jedenfalls moralischer gewesen wäre, seine Extratour mit dem Gelde des Vaters zu bestreiten als mit geraubtem Gut. Dieses unbewußte Verbot lockerte sich in der Analyse, sodaß es Werner gelang, in einer anständigen Form als Übertragungsleistung mich zu „bestehlen“. Er bat mich einmal um zwanzig Mark, da er bis zum Monatsende nicht ganz auskomme, er hätte dringende Anschaffungen machen müssen. Als der Monatswechsel des Vaters eintraf, wurde mir aber das Geld nicht zurückerstattet. Absichtlich wartete ich zu, bis ich nach einiger Zeit den Eindruck bekam, dieses Zurückbehalten komme einem verkappten Diebstahl gleich. Auf meine Frage gab Werner zu, schon zweimal die zwanzig Mark zu sich gesteckt zu haben. Das erste Mal brachte er sie in der bekannten Art mit einem „süßen Mädels“ durch, das andere Mal kaufte er sich Motorradstiefel, die, wie er meinte, gar nicht unbedingt nötig gewesen wären. Nun war vor nicht langer Zeit ein bestimmtes Mädchen in seinen Gesichtskreis getreten, und ich vermutete Zusammenhänge zwischen diesem und dem „süßen Mädels“. Jetzt wurden Beziehungen aufgedeckt, von denen der Patient keine Ahnung hatte.

Ein Sportverein, dem Werner angehörte, arbeitete an der Einrichtung eines neuen Übungsplatzes. Die Mitglieder wurden hiezu in Gruppen eingeteilt. Er arbeitete mit einem Kameraden und einer jungen Dame. Da verliebte er sich in sie und glaubte, sie sei ihm auch gewogen, bis er eines Tages die Entdeckung machte, daß sie sich für seinen Kameraden

mehr interessiere als für ihn. Nach seinen bisherigen Gepflogenheiten überließ er das Mädchen sofort seinem Kameraden und gab alle Ansprüche auf. Mit meinem Geld in der Tasche verschaffte er sich einen „süßen“ Ersatz. Jetzt fiel Werner ein, daß der Raub in der Turnhalle eine ähnliche Vorgeschichte hatte. Damals gefiel ihm ein Mädchen, dem er sich zu nähern wünschte. Es war die Schwester eines Turnkameraden. Da mußte er aber eines Tages feststellen, daß sie einem andern Kameraden näher stand. Nun waren dieser und der Bruder des Mädchens die beiden in der Turnhalle Bestohlenen. Das Geld war also das Mittel, um sich einen Ersatz für das verlorene und dem Konkurrenten überlassene Liebesobjekt zu verschaffen und zu diesem die ursprüngliche orale Verbundenheit wieder herzustellen. Bei den Diebstählen an der Mutter erfolgte der Raub am versagenden und enttäuschenden Objekt, hier nun an den „Räubern“ und glücklichen „Besitzern“. Die Kameraden und der Analytiker sind Neuaufgaben von Bruder und Vater, die die Beziehungen zur Mutter störten.

In diesem Zusammenhang müssen wir einen Blick auf die Träume Werners werfen, in denen das Stehlen vorkam. Geld stahl er nur einmal und zwar der Schwester, „um sie zu ärgern“. Alle andern Raubträume richteten sich auf den Vater, den er in seinen bewußten Geldansprüchen stets so schonte, und zwar nahm er ihm Revolver, Pistolen, Gewehre und andere Waffen weg. Beim Gebrauch versagten diese Waffen aber regelmäßig. Diese Träume verarbeiteten verschiedenes. Einmal den Wunsch, sich in den Besitz der väterlichen Potenz zu setzen. Dem Gelde kam offenbar auch dieselbe Bedeutung zu. Das Nichtlosgehen der Waffe oder das Vermissten der Kugel war einmal eine Entwertung, dann aber auch ein durch das Schuldgefühl gebotener Verzicht. Die Waffen sollten ferner dazu dienen, die Widersacher und Konkurrenten zu beseitigen. Die Unbrauchbarkeit war auch hier das Ergebnis des abwehrenden Schuldgefühls und der Strafangst. Auch wurden die Waffen gebraucht zur Verteidigung, meistens vor dem Beraubt- und Getötetwerden durch andere. Auch hier war es das Schuldgefühl, das den Gebrauch der Waffe unmöglich machte. Der Träumer konnte die nicht bekämpfen, die dasselbe erstrebten, was er tun wollte.

Das Symptom des Stehlens stand in unserm Falle unzweifelhaft im Dienste des Strebens, das Abstilltrauma und spätere in der gleichen Richtung wirkende Versagungen, die eine Depression auslösten, zu verarbeiten. Die Zusammenhänge von Liebesversagung und Depression sind uns aus den Studien über die Melancholie bekannt. Zu einer solchen Erkrankung hat Abraham als ursächliche Voraussetzungen hervorgehoben, daß 1. die Munderotik konstitutionell verstärkt ist, daß 2. die Libido stark an die orale Entwicklungsphase fixiert geblieben ist, daß 3. wiederholte Liebesenttäuschungen den kindlichen Narzißmus schwer kränkten, daß 4. die erste große Liebesenttäuschung vor der Bewältigung der Ödipuswünsche erfolgte und daß 5. sich die primäre Enttäuschung im spätern Leben als

Krankheitsanlaß wiederholt. Bei Werner treffen alle diese Bedingungen zu. Unzweifelhaft ist eine konstitutionelle Verstärkung der Munderotik nachweisbar. Infolge des langen Gestilltwerdens und der plötzlichen Entwöhnung mußte eine starke orale Fixierung entstehen. Durch das Erscheinen des jüngern Bruders wurde eine Periode wiederholter Liebesenttäuschungen eingeleitet, die in der Ödipussituation ihre Fortsetzung erfuhren. Die beiden großen Enttäuschungen, das Abstilltrauma und die Geburt des Bruders erfolgten lange vor der Verarbeitung der Ödipuswünsche. Die Wiederholung der primären Enttäuschung ist beim Symptom des Stehlens immer wieder nachweisbar.

Obschon die Vorbedingungen zu melancholischen Erkrankungen vorhanden waren, erfolgte kein Versinken in Melancholie, sondern im Gegenteil Reaktionen, depressive Zustände zu verhindern oder zu überwinden. Es seien hier einige neurotische und charakterologische Reaktionen hervorgehoben, die als im Dienste der Verhütung von melancholischen Zuständen anzusprechen sein dürften. Da ist einmal jene Form zu nennen, die wir im Erlebnistypus des Rorschachschen Versuches charakterisierten, das Abwenden von der versagenden Außenwelt und das Verstärken der innern Tätigkeit. Dies tritt uns im bedürfnislosen verträumten Kinde, das für sich selbst stundenlang spielt, entgegen. Eine Neigung zu Pseudologie verschwand und es blieben Perioden von Tagträumerei. Aus dem stillen Spiel wurde eine große Vorliebe zum Basteln und diese mündete in die Berufstätigkeit ein (Mechaniker). Wenn später während dieser ein Introversionszustand eintrat, so wurde eine große Arbeitsunlust durch ein unbestimmtes Sehnsuchtsgefühl abgelöst, das dann in Bummeln und Tagträumerei überging. In günstigen Fällen wurde dann zum Basteln gegriffen oder das Bummeln wurde mit einem Photographenapparat unternommen, der etwa eine Serie romantischer Orte und Gebäude aufnahm. An besonders ausgeprägten extratensiven Betätigungen sind die sportlichen zu nennen. Werner betrieb verschiedene Arten von Sport und entfaltete dabei oft eine Tollkühnheit, die sich von dem Gedanken leiten ließ: „Mir kann nichts passieren“. Es ist dies jene Vertrauensseligkeit, wie wir sie in Beziehung zu positiven Mutterfixierungen oft finden. Sie dürfte als charakterologische Parallelerscheinung zu den manischen Äußerungen der Zirkulären zu bewerten sein, wie der lustige Abend mit dem „süßen Mädels“ nach erfolgtem Diebstahl als entsprechende neurotische Leistung anzusprechen ist.

*Es scheint nach allem, daß der „psychogen oder neurotisch Depressive“ sich um die Abwehr einer Depression bemüht, während der Melancholische sich ihr hingibt.* Eine Gegenüberstellung von Befunden nach dem Rorschachschen Versuche dürfte dies bestätigen. In meiner bereits erwähnten Arbeit über intellektuell gehemmte Schüler habe ich zwei Protokolle eines Geschwisterpaares besprochen, die einige Zeit nach dem Tode des Vaters aufgenommen worden waren. Beide, der sechzehnjährige Knabe und das vierzehnjährige Mädchen gehörten zu den besten Schülern ihrer Klasse. Sie versagten aber nach dem Tode des Vaters im Unterricht, der Knabe



soweit, daß er gar nicht mehr lernte und bei der Schlußprüfung durchfiel. Sein Rorschachbefund war ähnlich demjenigen Werners, der einer „psychogenen Depression“. Es fehlen die extratensiven Faktoren, während die Intelligenzzeichen mit hohen Werten und besonders eine größere Anzahl Bewegungen erhalten sind. Ein Bericht der Schule weist auf einige introversive Leistungen des Knaben hin. Er schreibe „Romane à la Jack London“, sei ungezogen und ausgelassen und leide an Gespensterangst.

Der Erlebnistypus der Schwester ist der einer depressiven Verstimmung, während der übrige Befund vollständig der einer Melancholie ist. Die Intelligenzzeichen sind alle, mit Ausnahme des Formsehens, das maximal ist, sehr herabgesetzt. Zu dem Rückzug von außen gesellt sich eine innere Verarmung, das Bewußtsein wird eingengt und der Gedanken- und Gefühlsablauf stereotypisiert, bei der Melancholie festgelegt auf die entsprechenden Klagen und Anklagen, bei unserer Schülerin auf die Erinnerung an den verstorbenen Vater. Wir haben es bei ihr mit dem Zustand der Trauer zu tun. Wenn wir die Psychogramme der beiden Kinder vergleichen, so können wir sagen: Das Mädchen gibt sich der Trauer um den Tod des Vaters hin, es überläßt sich der Depression und reagiert ähnlich der Melancholie, während der Knabe sich gegen die Depression wehrt und sie in Handlungen, teils neurotischer Natur, zu verarbeiten sucht.

Das Bild der „neurotischen Depression“ bedarf noch sehr der wissenschaftlichen Bearbeitung. So weit ich bis heute urteilen kann, scheint es sich dabei um Übergangszustände zu den klassischen Neurosen zu handeln. Sie treten offenbar da besonders in Erscheinung, wo starke orale Fixierungen und frühinfantile Versagungen vorgekommen sind.

Wenn ich richtig gesehen habe, so weist die Literatur drei Formen von neurotischem Stehlen auf. Bei der ersten liegt der Schwerpunkt im Rauben. Das Stehlen läuft unter starker sexueller Erregung ab, sodaß es als Ersatz für eine Sexualhandlung anzusprechen ist. Nach vollbrachter Tat verliert der geraubte Gegenstand jeden Wert und kann verschenkt oder weggeworfen werden<sup>1</sup>.

Bei der zweiten Form handelt es sich darum, sich einen Gegenstand vom Liebesobjekt zu verschaffen („ein Halstuch von ihrer Brust“), der als unverlierbares Mittel der Ersatzbefriedigung zu dienen hat<sup>2</sup>. Und bei der dritten Form wird das Mittel geraubt, um sich damit einen Liebesersatz zu verschaffen. Hiezu eignet sich am besten das Geld, das als bevorzugtes Tauschmittel vielerlei Umsetzungsmöglichkeiten in sich birgt<sup>3</sup>. Diese Form

1) Pfister Oskar: „Die psychoanalytische Methode“, 3. Aufl. 1924, S. 78. — Fenichel Otto „Perversionen, Psychosen, Charakterstörungen“, S. 58: „Ich hatte Gelegenheit, eine vierzigjährige Rückfalldiebin zu sprechen, die angab, nicht nur bei ihren Diebstählen sexuelle Erregung und im Moment des Gelingens Orgasmus zu empfinden, sondern auch beim Onanieren phantasierte sie, daß sie stehle“.

2) Alexander und Staub: „Der Verbrecher und seine Richter“, S. 65.

3) Vgl. hiezu die „Drei Fälle von Stehlen“, die Alfhild Tamm in der Zeitschrift für psa. Pädagogik, II, 6, veröffentlichte.

wird sich umsomehr der zweiten annähern, je eindeutiger der Geldraub durch den Liebeskonflikt in der Weise determiniert ist, daß das Geld vom Liebesobjekt selbst oder dessen Umgebung weggenommen wird. Hier haben wir unsern Fall Werner P. einzureihen. Ob den dort aufgedeckten Zusammenhängen von oraler Versagung, Depression und Geldstehlen zur Mittelbeschaffung, die Versagung aufzuheben, allgemeinere Bedeutung zukommt, ist erst an weiteren Erfahrungen nachzuprüfen. Ebenso dürfte die Frage geklärt werden, wie weit der Kleptomanie überhaupt solche Grundlagen eigen sind.

Noch hingewiesen sei auf den in der analytischen Literatur gut bekannten Zusammenhang zwischen Geld und Kot und auf die Frage, ob das Geldstehlen nicht auch den Sinn habe, das Wegnehmen des Kotes rückgängig zu machen. In unserm Falle ließen sich Schwierigkeiten bei der Reinlichkeitsgewöhnung nachweisen, ebenso Zusammenhänge zwischen dem Kote und der Einstellung zum Gelde. Doch es zeigte sich immer wieder, daß beim Stehlen die orale Seite primäre und überragende Bedeutung beanspruchte.

Nachdem Werner in der Übertragung den Raub in der Turnhalle wiederholt hatte, dieser aufgeklärt und auf die infantile Situation zurückgeführt worden war, machte der Heilungsprozeß rasche Fortschritte. Die Arbeitslust setzte mit einer bis dahin nie erlebten Stärke ein und hielt kontinuierlich an. Werner war besonders erstaunt, wie seine Neigung zum Einsiedler schwand und die Fähigkeit da war, in Gegenwart anderer mehr aus sich heraus gehen und mit den Mitmenschen Fühlung nehmen zu können. Von seiner Familie erhielt ich hiezu eine Bestätigung. Die Schwester berichtete an die Mutter nach einem Ferienaufenthalt Werners bei ihr folgendes: „Du wolltest ehrlich über Werners Zustand Bescheid wissen. Ich glaube, ich kann Dich auf der ganzen Linie vollkommen beruhigen. Er war die ganze Zeit munter und vergnügt und machte einen wirklich sehr erleichterten Eindruck. Er war viel offener als sonst, und er hat sich auch nett mit Karl (Mann, resp. Schwager) unterhalten. Ich habe ganz den Eindruck, als wenn jetzt die ganze Last von ihm genommen ist und als wenn er nun das Gefühl hat, wieder ganz vollwertig zu sein. Sonst sah Werner auch recht gut aus, war etwas dicker im Gesicht und hatte viel frischere muntere Farbe. Dies sind meine ganz ehrlichen Eindrücke von mir und auch von Karl.“ — Ein Jahr später meldete mir die Mutter: „Wir haben Werner eben in den Osterferien hier gehabt und können nur Gutes von ihm berichten. Er ist in seinem ganzen Wesen viel zugänglicher und macht nicht mehr den Eindruck, als ob etwas auf ihm lastet — jedenfalls merkt man ihm eine innerliche Befreiung an. Er hat im letzten Jahre sehr fleißig gearbeitet. Seine Briefe kamen pünktlich, waren recht ausführlich und auch frisch geschrieben, sodaß wir uns darüber gefreut haben.“ (Früher, während den depressiven Phasen blieben die Briefe wochenlang aus oder waren sehr kurz).

# Beispiele der Spieltechnik in der Analyse des Kleinkindes

Von Margaret E. Fries, New-York

Übersetzt von Fritz Redl

Die Verwendung des Spiels in der Kinderanalyse wurde seinerzeit durch Melanie Klein ausgearbeitet. In Amerika gibt es bisher keine allgemein anerkannten Regeln für die technische Verwertung des Spiels, jeder Analytiker bedient sich ihrer in jenem Ausmaße, das ihm angemessen erscheint. Die Berührungspunkte und Unterschiede dieser beiden oben genannten Schulen darzustellen, würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Nur ein Unterschied soll hier betrachtet werden, der allerdings von wesentlicher Bedeutung ist. Soll das Spiel des Kleinkindes in den Analysestunden immer so eingeschätzt und verwertet werden, wie die Assoziationen der Erwachsenen? Wenn etwa ein Kind in der ersten Stunde einen Zug in einen anderen hineinfahren läßt, soll das 1.: immer symbolisch interpretiert werden, und 2.: soll es sofort während dieses ersten Kontaktes mit dem kleinen Patienten zur Deutung gelangen? Melanie Klein entscheidet sich in ihrem Buch<sup>1</sup> dahin, daß es notwendig sei, diese häufigen und frühzeitigen Deutungen alles Spielens zu geben.

Nun erhebt sich natürlich die Frage, wie die Analyse eines Kleinkindes weiter verläuft, wenn diese sehr aktive Methode nicht zur Anwendung kommt. Wir wissen aus der Arbeit Anna Freuds<sup>2</sup>, daß sie bei Kindern im Latenzalter eine abwartende Haltung einnimmt (Einleitungsphase). Doch liegen hier die Verhältnisse ganz anders: Das Kind im Latenzalter hat ja schon eine ganz andere Ausdrucksfähigkeit erworben, ist also im Gespräch entsprechend zu fassen. Anna Freuds Methode ist auch in der Analyse einiger kleinerer Kinder mit demselben Erfolg zur Verwendung gelangt. Freilich ist die Zahl der Fälle noch gering, so daß jede neue Analyse von Wert ist.

Es folge nun der Bericht über die Analyse eines viereinhalbjährigen Knaben, trotzdem er nur zweieinhalb Monate in Behandlung war. Infolge der Kürze dieser Behandlung muß ich fürchten, daß ihre Veröffentlichung dahin mißverstanden werden könnte, daß sie als vollständige Analyse zu betrachten sei. Es ist aber nicht die Absicht dieses Berichtes, eine vollständige Analyse zu schildern, sondern nur ein Beispiel anzuführen für die Anwendung der passiven Spieltechnik in der Analyse des Kleinkindes.

---

1) Die Psychoanalyse des Kindes, Wien, 1932.

2) Einführung in die Technik der Kinderanalyse, 2. Auflage, Wien, 1929.

### Bericht über Wilhelm<sup>1</sup>

Wilhelm ist viereinhalb Jahre alt, ein hübsches Kind, sehr furchtsam und ruhig. Er ist unterernährt aber nicht allzu klein. Er ist normal intelligent, hat einen reichlichen Wortschatz und spricht deutlich. Er ist sehr nett gekleidet und ausnehmend sauber und rein.

**HAUPTSCHWIERIGKEITEN:** Wilhelm wurde mir von einem Kinderspezialisten wegen Eßstörungen geschickt, die sich so sehr verschlimmerten, daß sie die Gesundheit des Kindes gefährdeten. Weiters litt er an Angstzuständen, sobald er unter Tags oder in der Nacht allein im Zimmer bleiben sollte. Seine Mutter oder Großmutter mußten bei ihm bleiben und sich neben ihn ins Bett legen bis er einschlief. In letzter Zeit weigerte er sich sogar ohne Begleitung vom Tisch in der Mitte des Zimmers bis zum Fenster zu gehen!

**MILIEU:** Die wirtschaftliche Lage der Eltern war sehr ungünstig. Wilhelm ist ein illegitimes Kind, Mutter und Großmutter sind arbeitslos, die Tante, eine Prostituierte, verdient nur sehr wenig. Alle vier leben gemeinsam in einer feuchten Wohnung im Kellergeschoß, aus Zimmer und Küche bestehend. Die Räume sind aber peinlichst sauber gehalten. Es scheint sich geradezu um eine pathologische Reinlichkeitsliebe zu handeln. Weder Großmutter noch Mutter waren je dazu zu bringen, in einem Gasthaus oder auch nur bei Bekannten zu essen, da sie sich nie sicher fühlten, ob das Essen nicht verunreinigt sei. Als die Großmutter einmal im Spital lag, mußte ihr die Verköstigung von zu Hause gebracht werden. Das Kind weigerte sich, aus einer Schale zu trinken, wenn die Mutter den ersten Schluck gemacht hatte. Andererseits sagte die Mutter: „Wilhelm ißt viel besser, wenn er bei Nachbarn essen darf, die sehr schmutzig sind!“ Sie hatten kaum Geld genug für Kaffee und Brot, ihre Hauptnahrung zu Beginn der Analyse.

Die Mutter lebte mit einem anderen Mann und hatte gehofft, ihn heiraten zu können, doch kam es nicht dazu. Im ersten Monat der Analyse des Knaben konsultierte sie mich, da sie fürchtete schwanger zu sein. Sie behauptete, daß das Kind sie mit diesem Manne niemals zusammen gesehen habe, da sie immer zu dem Manne in seine Wohnung gehe. Diese Behauptung schien mir aber nicht sehr zuverlässig zu sein.

**VORGESCHICHTE:** Wilhelms Geburt verlief normal, seine frühe Entwicklung ging recht rasch vonstatten. An die Brust wurde er nur acht Tage lang genommen, da sich seine Mutter auf die Dauer zu schwach fühlte. Die Eßstörungen ergaben sich erst im Alter von einem Jahr. Obwohl die Familie damals noch die Mittel hatte, Wilhelm ordentlich zu ernähren, weigerte er sich, Gemüse und Eier zu essen und nahm nur Milch und Mehlspeisen zu sich. Zwang man ihn zum Essen, so erbrach er.

---

1) Diese Analyse wurde in Wien unter Kontrolle Anna Freuds geführt.

Seine beiden Kinderkrankheiten waren Masern mit zwei und Scharlach mit vier Jahren. Die Reinlichkeitserziehung hatte keine Schwierigkeiten ergeben. Man begann mit ihr mit sechs, sie endete mit zehn Monaten. Bett-nässen hörte im Alter von einem Jahr auf, auch die Entwöhnung von der Flasche war mit einem Jahr sehr leicht durchzuführen. Über Masturbation konnte mir die Mutter keine Auskunft geben. Schlafstörungen hatte es schon von klein auf gegeben. Er hatte immer im Bett der Mutter geschlafen und bestand darauf, daß beim Einschlafen jemand zugegen sei. Jetzt lag er, wohlgeschützt, zwischen Mutter und Großmutter.

Vor dem Alter von zwei Jahren hatte er keine Spuren von Angst gezeigt. Um diese Zeit sperrte ihn ein Nachbar, um ihn zu bestrafen, in den Keller-verschlag, ließ ihn aber sofort wieder frei, da er heftig schrie. Im Alter von drei Jahren hielt er einmal seinen Mittagsschlaf in der Wohnung der Nachbarin, wo die elfjährige Tochter mit ihm spielte. Nach seiner Heimkehr erklärte er seiner Mutter, daß das Mädchen zu ihm gesagt habe: „Wilhelm, steck dein Pumfi (ein Wort für Penis) in mein Pumfi“. Da das Mädchen im selben Haus wohnte, sah er sie oft, und dürfte wohl auch andere Gelegenheiten gehabt haben, mit ihr allein zu spielen. Die Mutter bestritt diese Möglichkeit, gibt aber zu, den Kindern bis zur Zeit der Behandlung erlaubt zu haben in ihrer Gegenwart mitsammen zu spielen. Sie meinte, daß Wilhelms Phobie auf dieses Sexualerlebnis zurückgehe.

Wilhelm fürchtete sich nicht nur, im Zimmer allein zu bleiben, auch im Park war er nicht dazu zu bringen, von der Seite der Mutter zu weichen, um mit anderen Kindern zu spielen. Es hat den Anschein, als ob sein Bedürfnis, sich an seine Mutter zu klammern, nicht nur durch die Angst vor dem Alleinsein bedingt gewesen sei, sondern auch durch die Absicht, ihr überall nachzuspionieren. „Ich kann kaum mit Bekannten reden“, berichtete sie, „ohne daß er zuhört und sagt: Ich werde Großmama erzählen, was Du gesagt hast!“ Wenn seine Mutter nicht dabei war, wie etwa im Kindergarten, dann spielte er sehr nett mit anderen Kindern.

Eines seiner Lieblingsspiele war die Darstellung eines Begräbnisses. Es begann damit, daß er den Leichnam in den Sarg legte und endete mit der Beerdigung. So oft er die Musik eines Leichenbegängnisses hörte, war er nicht zu halten, sondern lief auf die Straße. Er ist oft genug in direkte Berührung mit Toten gekommen. Von klein auf begleitete er die Großmutter täglich zum Friedhof, um die Blumen auf dem Grabe ihres Geliebten zu gießen (sie hatte sich von ihrem Gatten scheiden lassen). Im Alter von dreieinhalb Jahren zeigte man ihm den Leichnam seines Großvaters.

ANALYSE. (Dauer zweieinhalb Monate.) Das analytische Material läßt sich in sechs Perioden gliedern, die, so gut sie sich auch bestimmen lassen, natürlich ineinander übergehen. Der Klarheit halber soll jede getrennt geschildert werden.

I.) Die erste Periode erstreckt sich über einen Zeitraum von sechs Wochen und umfaßt elf Stunden. Drei Wochen mußte krankheitshalber pausiert.

werden. Sein Verhalten während der ersten Stunde war das eines furchtsamen, ängstlichen, gehemmten Kindes. Die Mutter mußte im Zimmer bleiben. Obwohl er mit Spielsachen spielte, sprach er kein Wort. In der zweiten Stunde blieb er mit mir allein und begann zu reden. Er blickte wiederholt auf mich, um sich meiner Zustimmung und Billigung bei allen seinen Handlungen zu versichern. Am Schlusse der elften Stunde hatte sich sein Verhalten durchgehend geändert. Er war freundlich und sicherer geworden. Auf seinen Wunsch hin bestand das Spielmaterial während dieser ersten Periode aus ein paar Pferden. Im Laufe der Analyse fügte ich dann allmählich anderes geeignetes Material hinzu. Zu Beginn stieß er in deutlich aggressiver Weise ein Pferd gegen das andere. Das Pferd, dessen gebrochenes Bein mit Leukoplast repariert wurde, nannte er „das unartige, bissige Pferd“. „Es ist wild“ „Es haut das andere um“ „Es ist tot“.

Wenn ein Pferd umgestoßen war, legte er es in eine Pappschachtel, den Leichenwagen, die er dann im Zimmer herumzog. Ein Teppich diente als Friedhof. Er begrub das Pferd umständlich auf dem Teppich, wobei er seine Hauptaufmerksamkeit auf die Blumen und die Musik richtete.

In anderen Stunden äußerte er sein Interesse für den Tod in Bemerkungen wie: „Ich habe einen Bierwagen zu Hause. Der Kutscher geht in der Nacht aus. Ich muß heimgehen und schauen, ob der Kutscher tot ist.“ Auch Blumen waren für ihn sehr eng mit Tod assoziiert. Er brachte mir oft Blumen, die seine Tante in der Nacht vorher heimgebracht hatte. Bei jedem Besuch fragte er mich nach diesen Blumen und sagte zu seiner Mutter: „Die Frau Doktor hat Blumen nicht sehr gern, denn sie läßt sie sterben!“ Seine Mutter erzählte mir daraufhin, daß er zu Hause nie zulasse, daß irgendjemand verwelkte Blumen wegwerfe. Während dieser Periode wurde keine Deutung gegeben, obwohl es doch auf der Hand lag, daß er in seinem Spiel die „Urszene“ darstellte. Mit dieser passivbeobachtenden Haltung wollte ich erreichen, daß das Kind die aktuellen, traumatischen Szenen, die es erlebt hatte, in die Behandlung bringen sollte. Das analytische Material der sechsten Periode rechtfertigte diese passive Technik.

II.) Die zweite Periode, die ganz plötzlich einsetzte, handelte vorwiegend von Löchern, von seinem Kastrationskomplex. Eines Tages sprach er über die Löcher in der Rückwand des Leichenwagens und ließ darauf rasch Bemerkungen über Knopflöcher folgen. Dann steckte er seinen Finger in alle Löcher, die er finden konnte, — in der Vase, im Sessel, im Vorhang, etc. Er sagte auch: „Offen — sind die Tür und das Fenster Löcher“. Mit großer Freude machte er neue Löcher ins Linoleum und zählte sie dann. Sein Interesse an Löchern dauerte sechs Stunden lang, in einem Zeitraum von über zwei Wochen. Eng verknüpft mit diesem Interesse an Löchern war seine Sehnsucht nach Dunkelheit und seine Angst vor ihr. Er ließ die Jalousien herab und zog sie rasch wieder auf. Als ich versuchte, seine Aufmerksamkeit auf die Löcher im eigenen Körper zu lenken, entwickelte sich ein Widerstand, der aber verschwand, als ich erklärte, daß ich auch Löcher

habe. Er antwortete: „Du hast vier Löcher, zwei Augen und zwei Ohren.“ Um diese Zeit versorgte ich ihn mit Plastilin, damit er seine Phantasien darstellen könne. Er verlangte, daß ich Figuren von Menschen verfertige und machte dann die Löcher hinein. Zuerst deutete er schwach an, wo die Gesichtszüge seien. Wenn man ihn dann fragte, ob das alle (ihm bekannten) Körperstellen seien, war er sehr froh, die anderen machen zu können, After, Harnrohröffnung, Finger, Zehen, Brüste, Nabel. Dann behämmerte er heftig ein anderes Stück Plastilin und sagte: „Hosen“. „Kann nicht in die Hosen gehen, schmutzigmachen!“ „Hosenschlitz für Wiwi“ „Hinten aufmachen für A-A“. Als er ein anderesmal wieder Plastilin bearbeitete, sagte er: „Hosen, Strafe“. Sobald er die Löcher machte, bedeckte er die Augen mit einem anderen Stück Plastilin und sagte: „Es ist der Krampus. Jetzt kann er die schlimmen Kinder nicht sehen und mitnehmen!“

Sein Interesse an menschlichen Plastilinfiguren wich bald dem für Tiere aus Plastilin. Er weigerte sich, bei den Tieren für die Harnöffnung und den After Löcher zu machen, indem er sagte: „Wiwi kommt mit dem A-A bei der Haut heraus. Frau Doktor, Sie dürfen kein Loch machen, es wird wehtun!“ Diese Tiere verwendete er nun dazu, seine eigenen Erlebnisse zu reproduzieren. „Diese Schachtel ist der Stall für die Tiere. Die Tür muß zu sein, damit niemand hereinkommen kann. Wenn wer herein kommt, werden die schlafenden Tiere wild.“ Dem kleinen Plastilinjungen gab er nur ein Auge: „Weil er schlimm war und in den Stall der Tiere gegangen ist“. Im späteren Verlauf der Analyse kam er auf diese selbe Vorstellung wieder zurück, daß Blindheit eine Strafe für die Beobachtung von Verbotenem (coitus) sei.

Eine große Veränderung in seinem Benehmen machte sich unmittelbar nach meiner Aufmunterung, über die Körperöffnungen zu sprechen, bemerkbar. Obwohl ich ihm keine tiefere Erklärung seines Kastrationskomplexes gegeben hatte, wurde er lebhaft, wild, mußte zeitweise sogar davor zurückgehalten werden, Dinge zu zerbrechen. Zu Hause wurde er ungehorsam und frech gegen die Mutter. Diese Aktivität erreichte ihren Höhepunkt während der dritten Periode, hielt aber durch die ganze Behandlung an. War er früher mit seinen Spielsachen so ordentlich gewesen, so befahl er jetzt mir, sie wegzuräumen. Zu Hause ließ er sie über den Boden verstreut liegen, so daß sich die Mutter bei mir beklagte. Sie fragte mich auch um Rat, wie sie ihn im Zaume halten solle, er sei ein so übermütiges Kind. Es war nicht leicht, sie richtig zu lenken, damit sie ihn nicht allzusehr unterdrücke, dabei aber doch imstande war, seine neu entfesselte Energie in die rechten Bahnen zu bringen.

Da sich sein Verhalten so deutlich verändert hatte, hielt ich den Augenblick für gekommen, die Mutter anzuweisen, nun Veränderungen in seinen Schlafgewohnheiten in die Wege zu leiten. Sie sollte ihn allmählich daran gewöhnen, allein zu Bett zu gehen. Die ersten zwei Abende war er damit zufrieden, daß sie das Zimmer aufräumte, statt neben ihm zu liegen. Am

dritten Abend ließ er es zu, daß sie in der Küche sitze, bestand aber darauf, daß die Tür nur angelehnt werde.

III.) Während der dritten Periode spielte er mit dem fließenden Wasser bei der Wasserleitung. Dieser Wechsel im Spielmaterial war auf seine eigene Initiative hin eingetreten. Als er mir nämlich eines Tages Blumen brachte, sagte er: „Gib den Blumen zu trinken!“ Von da an spielte er mit Wasser, zehn Stunden hindurch, in einem Zeitraum von zwei Wochen.

Während dieser Periode kam wichtiges analytisches Material hervor. Am zweiten Tage bespritzte er seine Kleider. Am nächsten Tage begann er die Stunde mit der Feststellung: „Kann nicht mit Wasser spielen heute? (in fragendem Ton!) Hab Gefrorenes gegessen und Husten bekommen“. Als ich mich nicht betroffen zeigte, rannte er mit großer Freude zur Wasserleitung und drehte den Hahn auf. Während unseres Spieles sagte er: „Wir werden nicht bis zum Schluß der Stunde spielen?“ Ich sagte: „Nein? Warum nicht?“ Darauf antwortete er nicht, so daß ich fortfuhr: „Wäre die Mutter böse?“ „Mutter wird nicht böse sein. Sie wirds ja nicht wissen. Ich werd's ihr nicht sagen.“ Ich antwortete: „Würde sie schimpfen, wenn Du husten würdest, und würde sie Dich einen schlimmen Buben nennen?“ Er antwortete lachend: „Sie wird sich nicht trauen zu schimpfen, wegen meiner Großmutter“<sup>1</sup>. Zu Ende dieser Stunde zeigte er große Angst davor, allein gelassen zu werden, als ich die Mutter rufen ging. Darum gab ich ihm die Deutung, daß er vielleicht deshalb solche Angst hätte, weil er etwas getan habe, wovon er wisse, daß es seiner Mutter nicht recht wäre.

Am folgenden Tage erzählte mir die Mutter, daß er in der Nacht wach gewesen sei und sie dadurch wachgehalten habe, daß er sanft ihr Gesicht streichelte. Sie fürchtete, daß er krank sei, da er geklagt habe, daß ihm Zähne und Ohren weh täten. Als er mit mir allein war, sagte Wilhelm sofort zu mir: „Heute werden wir nicht mit Wasser spielen?“ Ich sagte: „Nicht?“ Er antwortete freudig: „Oh ja, ich will spielen“. Als ich ihn fragte, warum er nicht mit Wasser spielen sollte, äußerte er Widerstand. Wir sprachen dann darüber, ob ihn seine Zähne wirklich geschmerzt hätten und aus seinem Verhalten und seiner Art zu reden war offensichtlich, daß die ganze Angelegenheit hysterischer Natur gewesen war. Auch diesmal sagte ich ihm wieder, er habe sich wahrscheinlich nach dem Wasserspielen gefürchtet, weil es ihm die Mutter verboten hatte. „Oh nein, ich hab mich nicht gefürchtet, war seine Antwort. „Oh nein“, war die typische Antwort, mit der er alle meine Deutungen aufnahm. Es war interessant zu bemerken, wie er sein Fehlverhalten bewußt vor seiner Mutter verbarg und gleich nachher seine hysterische Krankheit entfaltete. In dieser selben Stunde erwähnte er noch eine Tätigkeit, die er für schlimm hielt. Die kleinen Holzfiguren von Männern und Frauen, die er ins Wasser geworfen

1) Von der Mutter erfuhr ich später, daß die Großmutter immer für Wilhelm Partei ergriff, wenn sie ihn bestrafen wollte.



hatte, klebten aneinander. „Schlimm, ich muß sie schlagen dafür, daß sie beisammenbleiben! Sie dürfen nur beisammensein, wenn sie schlafen!“ Diese Bemerkung bestätigt meinen Verdacht, daß er Zeuge eines Sexualaktes seiner Mutter oder Tante gewesen war.

Von diesem Tage an spielte er nur mehr zu Beginn der Stunde mit Wasser, dann ging er zu Plastilin über. Ich hatte das Gefühl, daß er das vor allem darum tat, damit seine Mutter nicht wisse, daß er mit Wasser gespielt habe. Das Spielen mit Wasser war für ihn ein Mittel, alles auszudrücken, was er für schlimm hielt. Aus diesem Grunde kam dem Wasserspiel solche Bedeutung für seine Analyse zu und machte das wesentlichste Moment seiner dritten Periode aus. Doch brachte er während dieser selben dritten Periode schon Andeutungen eines neuen wichtigen Spielmaterials, dessen Bedeutung sich aber erst in der sechsten Periode erkennen ließ. Er ließ einen Ball, mit dem wir spielten, unter das Sofa rollen und befahl mir: „Frau Doktor, Sie müssen sich auf den Bauch legen und den Ball hervorholen!“ Wenn ich das nicht tat, wendete er alle möglichen Tricks an, um herauszufinden, ob er mich nicht doch dazu bringen könne. Dann legte er alle Holzfiguren der Reihe nach auf den Bauch, eine hinter die andere. Erst in der sechsten Periode fand ich den Grund für dieses Spiel. Sein Plastilinspiel wurde immer aggressiver. Die Köpfe der Männchen drückte er dadurch flach, daß er mit einem Bleistift darüberrollte. Statt alle Körperöffnungen zu machen, machte er nur die zwei Augen und eine lange Nase. Hatte er die Augen früher nur leicht angedeutet, so bohrte er sie jetzt heftig in das Plastilin ein. Auf der einen Seite versuchte er nämlich, die Existenz so vieler Körperöffnungen zu verleugnen, auf der anderen Seite betonte er die Existenz der paar Löcher, die er machte, dadurch, daß er sie mit viel Aggression einbohrte. Damit zeigte er seine Ambivalenz für die weibliche und männliche Rolle. Diese Figuren nannte er Affen und spielte mit ihnen, wie er früher mit den Menschen gespielt hatte.

IV.) Die drei folgenden Perioden fließen mehr ineinander als die vorigen. Die vierte könnte man ganz gut die Periode der Neugierde nennen. Er fragte nach allen Gegenständen im Zimmer, wollte wissen, was in der Lade sei, in jedem Paket, in jeder Kammer. Er war auch um den Verbleib der Mutter bekümmert. Er lief zum Fenster, um zu sehen, was sie tat, während sie im Park auf ihn wartete. Er brachte alle seine Spielsachen vom Tisch zum Fensterbrett, um sie beobachten zu können. Ich konnte nun die Bemerkung der Mutter, daß er ihr nachspionierte, gut verstehen. Dann verschob er seine Neugierde von der Mutter auf mich und wollte wissen, was ich nach der Analysestunde tun würde. „Wo gehst Du hin? Was wirst Du machen? Du mußt bei mir bleiben, bis mich meine Mutter abholen kommt!“ Zu Hause tyrannisierte er seine Familie mit seiner Phobie.

Bis zu diesem Punkt der Analyse hatte ich Wilhelm gestattet, das analytische Material in der Reihenfolge und Art zu bringen, die ihm paßte.

Täglich brachte er ein anderes Spielzeug, das er gewöhnlich in das Tagesspiel einbezog. Aus eigenem gab er keine Auskunft, die irgend ein Licht auf die Eßfrage geworfen hätte, die doch so akut war. Darum entschloß ich mich, meine Technik zu ändern. Ich wurde aktiv und beschwor dieses Problem herauf, indem ich ihn einlud, bei mir zu essen. Die beiden ersten Male aß er ganz nett, das drittemal aber weigerte er sich, irgendetwas zu essen außer der Mehlspeise. Er reproduzierte nur die Situation von zu Hause und brachte kein neues Material zur analytischen Bearbeitung. Vielmehr schienen die Mahlzeiten das andere Material zu stören, das er mir gebracht hatte. Ich entschloß mich daher, es lieber nicht zu versuchen, das Problem in die Analyse hereinzubringen, sondern ihn lieber in der früheren Art fortfahren zu lassen. Sofort ging die Analyse auch in der gleichen befriedigenden Weise vorwärts, wie vorher.

V.) In der fünften Periode wurde viel von dem schon vorgebrachten Material in neuer Form bearbeitet. Wir stellten das Begräbnisspiel nun persönlich dar, statt die Holzfiguren zu verwenden. Er war der Kutscher des Leichenwagens (Sofa) und schlug die Pferde mit der Peitsche. Er bestand darauf, daß ich der Leichenträger sein sollte. Ein Schirm war der Sarg, ein Bleistift der Leichnam. Er befahl mir, den Sarg von der Kirche zum Leichenwagen zu bringen, dann bedeckte er ihn mit Blumen, die er mir vorher geschenkt hatte. Es war interessant, daß er in dieser neuen Variation des Spieles den Leichnam nie mehr begrub, — ja, er erreichte gar nicht mehr den Friedhof, sondern verwandelte den Stock und Schirm in Kanonen. Dabei versicherte er immer, daß er mich töten würde, fürchtete aber niemals, daß ich ihn töten könnte. Nach seinem Todeswunsch stellte sich sofort Angst ein, denn wenn er mich getötet hatte, pflegte er sich unter dem Tisch zu verstecken.

Außer mir erschloß er auch den Ofen im Zimmer und erzählte dann folgende Geschichte: „In der Straße hat es gebrannt. Rauch und Feuer sind aus dem Loch hinten bei einem Automobil gekommen“. Mit einem Blick auf meinen Luster, der einige Perforierungen hatte, erklärte er: „Rauch und Feuer können bei diesen Löchern herauskommen, aber nicht aus denen, die zu sind“.

Eine Woche lang hatte er nicht mit Wasser gespielt, sondern nur mit seinen Plastilinfiguren. Als er einmal mit einem Pferd spielte, das den größten Teil seiner Bemalung im Wasser eingebüßt hatte, sagte er: „Das Pferd ist blind. Es kann nicht sehen. Es hat sein Auge verloren“. Auf meine Frage wie dies passiert sei, antwortete er: „Im Wasser“. Es war das zweitemal, daß er andeutete, daß Blindheit eine Strafe für Schlimmheit sei, denn, wie oben erwähnt, in der ersten Periode gab er dem Plastilinknaben nur ein Auge, da er ungehorsam gewesen war und das Zimmer der schlafenden Tiere betreten hatte. Ich gab ihm die Deutung, daß er vielleicht auch fürchte, ein Auge zu verlieren und blind zu werden, wenn er unartig sei und mit Wasser spiele. Sofort sprang er auf und rannte

wieder zur Wasserleitung. Plötzlich hielt er inne, als er gerade einige Stöckchen aus dem Wasser zog, und sagte: „Ich kann sie nicht herausnehmen, mach Du das“. Ich fragte ihn, warum er das nicht könne, und er antwortete: „Die Mutter hat mirs verboten, ich bin krank geworden“. Unter meiner Ermutigung fuhr er im Spiel fort und machte dasselbe am nächsten Tage. Diesmal warf er das Pferd um, wie er damals getan hatte, als er spielte, daß das Pferd gestorben sei. Zu dieser Zeit unterzog sich die Großmutter einer dritten Operation wegen eines Leistenbruches<sup>1</sup>. Leider mußte die Mutter Wilhelm zum Besuche der Großmutter ins Spital mitnehmen, da sie niemand hatte, bei dem sie ihn hätte lassen können. Er nahm so vieles wahr und fragte nach so vielen Details, daß sie es für gut hielt, ihm eine ausführliche Beschreibung der Operation zu geben. Während der Analysestunden operierte er nun an den Plastilinaffen herum, indem er das Wasser drüberlaufen ließ. „Die Operation ist vorbei, wenn das Plastilin steif wird“. „Sie müssen dreimal operiert werden“. „Das Wasser läuft bei einem Loche herein, dem Auge, und wäscht die Fetzen im Magen aus. Die Fetzen kommen beim anderen Loche heraus. Dann haben die Affen kein Bauchweh mehr“. Seine Kastrationsangst versuchte er dadurch zu überwinden, daß er sagte: „An Kindern wird nie operiert“.

VI.) Die sechste Periode dauerte nur einige Tage, da sie durch meine plötzliche Abreise unterbrochen werden mußte. Sie war sehr wichtig, da er über sein Erlebnis erzählte, als er von dem Mädchen verführt worden war. Er steuerte auf dieses Thema los, indem er das elektrische Licht auf und abdrehte. „Jetzt ist es Nacht.“ „Jetzt ist es Morgen.“ Ich saß gerade am Sofa und er kam her und setzte sich neben mich. „Ich will neben Dir schlafen“. Ich wies darauf hin, daß er doch jetzt sein eigenes Bett habe, und stellte zwei Sesseln für ihn zusammen. Er sagte: „Nein, das ist Dein Bett und das Sofa ist mein Bett“. Wir schliefen beide in unseren Betten, als er flüsterte: „Frau Doktor, es ist ein Mann an der Tür, er klopft. Geh schauen, wer es ist. Wenn es Vater ist, dann laß ihn herein, sonst dreh das Licht aus!“ Als ich zurückkehrte und fragte wie sein Vater aussehe, antwortete er: „Ich habe keinen Vater. Ich bin der Vater“. Er fuhr mit dem folgenden Bericht fort: „Einmal schlief ich bei einer Nachbarin und wir spielten Pferd. Nein, spielten Hund und ich war Willi-Hund und sie war Kati-Hund. Ich war das Kind und sie war die Mutter.“ Damit hörte er zu erzählen auf, sobald ich ihn aber aufmunterte, die Szene darzustellen, tat er dies. Er kroch auf allen Vieren wie ein Hund, mit seinem Popo gegen mich gerichtet. Dann streckte er seine Beine nach hinten auf mich zu. Ich erkannte dabei, daß das dieselbe Stellung war, in der er mich sehen wollte, wenn er seinen Ball unter das Sofa rollen ließ. Das war das letzte analytische Material, das ich erhalten konnte, da die nächsten paar Stunden dafür verwendet wurden, die Übertragung zu

1) Seit der Operation der Großmutter schlief er in einem Bett allein.

mir zu lösen und ihm in der Übertragung auf eine andere Analytikerin zu helfen.

#### ZUSAMMENFASSUNG:

Es ist nicht möglich, aus einer unvollständigen Analyse irgendwelche allgemeine Schlußfolgerungen zu ziehen. Ich hoffe jedoch, daß die Darbietung dieses Berichtes für diejenigen von Wert sein möge, die in ähnlicher Richtung arbeiten, da er Gelegenheit gibt, zu sehen, welche Ergebnisse mit Hilfe der mehr passiven Spieltechnik *Anna Freuds* zu erzielen waren.

Das wichtigste klinische Ergebnis, das sich erzielen ließ, war der große Wechsel im Charakter des Kindes. Der trat nach einem Analysemonat ein. Und zwar schien es nicht bloß die Folge einer guten Übertragung zu sein, sondern einer grundlegenden seelischen Veränderung. Dabei ist interessant festzuhalten, daß keine tiefe Deutung, die in sein Unbewußtes hinabgereicht hätte (Kastrationskomplex) dieser Charakteränderung vorausgegangen ist. Unsere Besprechung über Löcher und das Spiel mit den Öffnungen der Plastilinfiguren genügte dazu.

Vom analytischen Standpunkt ist es wieder zu sehen, daß sich auch kleine Kinder an ihre traumatischen Erlebnisse erinnern und sie darstellen können. Da dies aber das Ziel jeder Analyse ist, können wir daraus folgern, daß diese passive Methode auch für viele andere Kinder ebenso anwendbar, ja sogar ebenso vorteilhaft ist, wie für Wilhelm.

# Gebetzwang einer Vierzehnjährigen

Von Klara Hofstetter, Bern

„Gebet ist Schwindel“, schreibt die vierzehnjährige Hanni in ihr Tagebuch. „Erstens kann ich mir Gott ja gar nicht vorstellen. Wie könnte ich denn erwarten, er würde hören, was wir kleinen Menschlein von ihm erbitten und erbetteln möchten. Wenn der Pfarrer in der Kirche betet, glaubt er denn wirklich, Gott erhöre ihn?“

Vierzehn Tage später: „So steht es nun mit meiner Festigkeit: Ich wollte nicht mehr beten. In der Kirche setze ich mich gleich in die Bank, ohne vorher ein Gebet zu sprechen. Es ist ja doch Heuchelei. Und am Abend? Ja, da ist's mit all meinen Überlegungen vorbei. Ich schäme mich vor mir selber. Wie ein kleines Kind spreche ich ein Abendgebet, das ich schon als siebenjähriges Mädchen lernte. Ich muß einfach, ich kann sonst nicht einschlafen, bin unruhig, habe ein schlechtes Gewissen, wie wenn ich etwas Schlimmes getan hätte. Aber ich bete nicht mehr:

Müde bin ich, geh' zur Ruh . . .

sondern:

Müde sind wir, geh'n zur Ruh . . .

Nachher kann ich ruhig sein und denken, es passiere kein Unglück.“

Die ganze Sache scheint etwas rätselhaft. Warum ist H. unruhig, wenn sie ihrer Überzeugung gemäß kein Abendgebet sprechen will? Weshalb dieser Zwang? Woher die besonders erwähnte Abänderung im Gebet?

Ein freier Aufsatz aus dieser Zeit, für die heißgeliebte Deutschlehrerin geschrieben, gibt vielleicht nähere Angriffspunkte.

H. schreibt: „Sie (die Lehrerin) wissen nicht, wie schlecht ich bin, was für häßliche Dinge ich mir oft ausdenke. Abends im Bett stelle ich mir vor, die ganze Stadt sterbe aus, und nur Sie und ich blieben am Leben. Oder ich denke auch, meine Eltern und Geschwister kämen bei einem Eisenbahnunglück ums Leben und ich bliebe allein und unabhängig zurück. Manchmal male ich mir auch aus, ich zünde ein Haus an oder ich vergifte die anderen, ich schleiche mich nachts ans Bett der Mutter und schneide ihr den Hals ab. Oft muß ich mir auch vorstellen, mein Vater liege tot im Sarg.

Mir ekelt vor mir selbst. Ich hasse mich. Ich habe Angst vor meinen Phantasien. Ach, können Sie mich dennoch achten? Ich kämpfe ja gegen diese schrecklichen Gedanken. Was das Schlimmste ist, ich muß immer denken: Wenn du so sehr an diesen Dingen herumsinnst, werden sie plötzlich wahr. Ich bekomme Angst vor mir selbst und weiß mir gar nicht mehr zu helfen.“

Daß H. sich doch gegen die Angst zu schützen weiß, die sie ob ihren Beseitigungswünschen gegen Angehörige und Mitmenschen befällt, zeigt

ihr Gebetzwang und erklärt die ebenfalls zwangsmäßige Abänderung des Textes.

Peinlich sorgfältig ändert sie jedesmal alle „ich“ des Gebetes in „wir“ um. Es heißt nun:

Müde sind wir, geh'n zur Ruh,  
Schließen unsre Augen zu.  
Vater, laß die Augen dein  
Über unsern Betten sein.  
Haben wir Unrecht heut' getan,  
Sieh es, lieber Gott, nicht an.  
Deine Gnad' und deine Huld  
Stets vergeb uns unsre Schuld.

Wir werden wohl nicht daneben greifen, wenn wir den Gebetzwang mit den Phantasien vorher in Verbindung bringen und das Gebet als Abwehr dieser Wünsche betrachten. Es wäre nur in Kürze zu erklären, wie H. zu dieser Aggression der Mitwelt und den Eltern gegenüber gekommen ist.

Als Kind schenkte H. ihre ganze Liebe dem Vater. Die Mutter ist eine ganz unzärtliche, ehrgeizige, am Geld hängende Frau. H. kann sich nicht erinnern, je eine Liebkosung von ihr erhalten zu haben. Der Vater hingegen kam jeden Abend, wenn die Kinder im Bett lagen, um ihnen einen Gutenachtkuß zu geben. Die Eltern lebten unglücklich miteinander. Bei jeder Gelegenheit setzte die Frau ihren Mann vor den Kindern herab, warf ihm seine mittelmäßige soziale Stellung und seine Largeheit in Geldangelegenheiten vor, was bewirkte, daß die Kinder immer mehr zum Vater hielten und die Mutter ablehnten. Diese spürte das und reagierte mit noch größerer Lieblosigkeit, was wiederum den Haß der Kinder verstärkte (Mordphantasien). Von Zeit zu Zeit versuchte H. ihrer Mutter näherzukommen, was von dieser aber jedesmal auf sehr ungeschickte Art vereitelt wurde. Tagebuch: „Ich dachte, vielleicht liegt der Fehler doch auch bei dir. Wenn du ihr eine Freude bereiten würdest! Da habe ich gestern abend Mimosen gekauft und heute auf den Frühstückstisch gestellt. Das erste, was sie sagte, als sie sie bemerkte war: Schade fürs Geld! Die gehn ja doch gleich kaput! Ich hasse sie. Wenn sie tot wäre, wäre alles viel besser.“

Hanni will also die Mutter beseitigen. Dann besäße sie den Vater für sich. Aber der Inzest ist ihr vom Gewissen und von der Mitwelt nicht gestattet. Sie kann und darf den Vater nicht besitzen und flüchtet schließlich in ihrer Not in die Homosexualität. Sie bindet sich sehr stark an ihre Lehrerin. Diese ist ihr Mutterersatz, indem sie mütterlich auf H.s Klagen und Nöte eingeht. Andererseits stützt sie aber auch H.s Ich-Ideal, indem sie große intellektuelle Leistungen verlangt. Sie wird in allem H.s Vorbild, als die Frau, die ohne Mann Kinder gebiert — „geistige Kinder“ —, die männliche Mutter. H. lehnt nun auch den Vater ab. Sie kommt zu der Ansicht, die Mutter sei doch wohl nicht allein an der Zerrüttung der Ehe schuld, der Vater habe sich halt von seiner Frau unterkriegen, zermürben lassen und sei ein Schwächling.

In diese Zeit fallen die häufigen Gedanken an Gott und der Gebetzwang. Tagebuch: „Durch die ganze Woche habe ich mich jeden Tag in die katholische Kirche geschlichen und habe versucht, mich auf Gott zu konzentrieren, ihn mir vorzustellen.“

Die Liebe zum Vater ist verdrängt und kehrt wieder in zwanghaften Gottgedanken. Aber Gott kann das Gebet nicht hören, Gott ist nicht allmächtig, Gott ist auch ein Schwächling. Das Gebet ist überflüssig und doch kann H. es nicht lassen. Irgendwo existiert nämlich doch eine Allmacht — in ihr selbst. Sie besitzt die Allmacht der Gedanken. So wie sie durch ständiges Herumsinnen an phantasiertem Unheil dieses wirklich herbeilocken könnte, so vermag sie es durch ihr Gebet auch wieder abzulenken, indem sie mit dem „wir“ all die von ihren Phantasien Bedrohten umfaßt und für sie um Schutz und Gnade bittet. Und sie hat damit die neurotische Zauberformel zur Vermeidung der Angst und zur Rückgängigmachung der Aggressionstendenzen gefunden.

Diese Erklärung des Betens „wider Willen“ und der zwangsmäßigen Abänderung der Worte erschöpft den Sinn des Symptoms wohl noch nicht. Wir finden darin, wie in jedem neurotischen Symptom, einen Triebdurchbruch. Wir fragen uns: Was bedeutet denn die Abänderung des „ich“ in „wir“? Was bedeutet das: „Müde sind wir. Wir gehen zur Ruh“? Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir vermuten, daß H. da in der Phantasie etwas im Sinn ihrer Wünsche abzuändern sucht, was der ursprüngliche Wortlaut des Gebetes unterläßt oder nicht zu denken gestattet. H. will nicht einsam, nicht allein zu Bette gehen, sie will jemanden bei sich haben. Als Kind, wissen wir, betete sie richtig: Müde bin ich . . . Damals wurde sie vom Vater regelmäßig zu Bett gebracht und erhielt den Gutenachtkuß. Als älter gewordenes Mädchen muß sie auf diese väterliche Zärtlichkeit verzichten — und phantasiert sie einfach hinzu —, phantasiert gerade noch ein Stück weiter und betet den Vater mit dem „wir“ ins Bett, wohl in ihr Bett. — Dieses kleine Bruchstück zeigt deutlich die mehrfache Determinierung eines seelischen Symptoms, besonders gut tritt hier der Anteil von Vermeidungsmechanismen hervor, wie sie die psychoanalytische Klinik bei der „Zwangsneurose“ beschrieben hat.

# Ein Beitrag zur Psychoanalyse des Pädagogen

Einleitung zu einer Diskussion in der Pädagogischen Arbeitsgemeinschaft  
des Berliner Psychoanalytischen Instituts im November 1931

Von Steff Bornstein

Das in der Analyse einer Lehrerin gewonnene Material soll uns als Grundlage einer Untersuchung folgender Teilfragen dienen:

- a) Wie kommt hier die pädagogische Sublimierung zustande?
- b) Welche unbewußten Motive drängen diesen Erzieher zu dieser oder jener Art der pädagogischen Betätigung?
- c) Wie sind die Störungen beim Ausüben seiner Berufsarbeit zu erklären? (Maßnahmen oder Stimmungen etwa, bei denen dieser Erzieher sich bei einem Widerspruch zu seinem bewußten Ich, seinem rational fundierten Wollen ertappt und dadurch beunruhigt fühlt.)

Ein einzelner Fall wird selbstverständlich nicht alle für die Psychologie des Erziehers bedeutsamen Zusammenhänge erklären können, doch enthält der Fall, von dem ich sprechen will, typische Probleme und mag darum als Grundlage einer Diskussion geeignet sein. Es handelt sich um eine Lehrerin, die sich in ihrer Arbeit durch überdurchschnittliche Qualitäten auszeichnet, sie fühlt sich in ihrem Beruf glücklich, ist bei Kindern beliebt, hat Erfolge und findet Anerkennung. Bereits mit sieben und acht Jahren beschäftigte sie sich mit der Idee, Kinder zu unterrichten. In diesem Alter haben ihre Zukunftspläne den Wortlaut: „Ich werde barfüßige Kinder unterrichten.“ Im neunten und zehnten Jahr kommt hinzu: „Im Sommer barfüßige Kinder unterrichten, im Winter aber auf arme, verständnislos behandelte und wegen irgend eines Vergehens vor Gericht stehende Kinder erschütternde und anonyme Gedichte machen.“

In der frühen Pubertät leitet sie in ihren Tagträumen, in denen sie ideale Schulen und Kinderheime einrichtet und ganze Kinderdörfer organisiert, eine Auseinandersetzung mit der Realität ein, und allmählich findet sie auch ein Publikum für ihre revolutionären pädagogischen Ideen. Ein Aufsatz der Sechzehnjährigen über eine Umgestaltung des Geschichtsunterrichts wird in eine pädagogische Zeitschrift aufgenommen, ihre Seminarlehrer lassen sich von ihr eine Kritik an ihren Lehrmethoden gefallen, und sie findet Anschluß an einen Kreis jugendlicher Schulrevolutionäre. Es wird bei ihr schon in der Latenzzeit, sicher aber in der Pubertät sichtbar, daß sie auf dem Gebiete der Pädagogik Sublimierungen entwickeln kann. In ihrem Umgang mit Kindern und in ihrer theoretischen Beschäftigung mit Erziehungsproblemen eröffnet sich ihr ein Weg zur Verwirklichung libidinös bestimmter Phantasien, schließlich vollbringt sie Leistungen, die von der Welt anerkannt werden.



Aus der weiteren Entwicklung ihrer Sublimierungsfähigkeit wird uns folgendes interessieren:

So wie sie bereits als Schülerin die Neigung zeigt, die Lehrer von ihren umstürzlerischen Ideen zu überzeugen, ein Mittler zwischen ihnen und den übrigen Kindern zu sein, so versucht sie später als Lehrerin, die gleiche Situation zwischen den Eltern und ihren Schülern herzustellen. Hierbei erlebt sie nun recht häufig Mißerfolge, die ihr unverständlich bleiben. Bei ihrer Bemühung, gemeinsam mit den Eltern das Kind zu erziehen, geht sie oft so unklug vor, daß sie von den Eltern abgelehnt wird; wenn es dann auf einen Kampf um ihre und des Kindes Rechte ankommt, läßt sie das Kind, das ihrer bedarf, im Stich. Ihrem Zwang, dem Kinde nur in gemeinsamem Bestreben mit dessen Vater oder Mutter seine Rechte zu verschaffen, opfert sie das Wohl des Kindes

Ferner interessiert uns der Umstand, daß sie in ihrer beruflichen Laufbahn eine Spezialfähigkeit entwickelt: ein besonderes Geschick im Unterrichten schwachsinniger Kinder, unter denen die in ihrer Sprechfähigkeit Behinderten sie besonders anziehen; gehemmte, talentlose, unverständene und ungeliebte Kinder versteht sie gut zu fördern.

Wir haben also bei dieser Lehrerin die Möglichkeit, an unsere drei Fragen heranzukommen: Auf Grund welcher Voraussetzungen hat sie von klein auf pädagogische Absichten? Warum hat sie gerade diese Form der pädagogischen Betätigung gefunden? Woraus erklärt sich das wiederholte Versagen?

Mit sieben und acht Jahren hat sie das Ideal, barfüßige Kinder zu unterrichten. Wenn wir erfahren, daß sie im siebenten Jahr einen kleinen Bruder und im achten Jahr noch einen bekam, so erraten wir richtig, daß mit den barfüßigen Kindern die Säuglinge, die Neugeborenen der Mutter, gemeint sind. Wie die Analyse zeigte, gelangte damals ihr Schmerz, daß es nicht ihre eigenen Kinder waren, nicht in direkter Form in ihr Bewußtsein. Aber in der Schule phantasierte sie sich an die Stelle der Lehrerin, achtete darauf, was diese verkehrt machte, und dachte: „Das merke dir, damit du das später besser machst.“ Für ihr damaliges Bewußtsein verdichtete sich in den Worten „barfüßiges Kind“ die Vorstellung: Armes, von der Mutter schlecht versorgtes Kind mit dem Gefühl — ein glückliches Kind, das alle Freiheiten genießt. Dieses „alle Freiheiten“ war aber durch die Freiheit, im Straßenschlamm und Regenwasser mit nackten Füßen zu plantschen, repräsentiert; eine Freiheit, um die sie, selbst ein besonders sauberes Kind, die Kinder der Straße beneidete. Aber auch die kleinen Brüderchen genossen als Säuglinge das Recht auf anale Freiheit.

Sie, die damals ein Ausbund an Bravheit war und mitten unter zwölf Geschwistern Übung im Verzichten und Sichzurückstellen besaß, hat die Rechte der kleinen Brüder auf Triebbefriedigung mit zähem Trotz verteidigt. Zwei Beispiele sind dafür charakteristisch: Die Mutter verbot, die Kleinen in der Wiege zu schaukeln, es sei ungesund. Sie aber fand: „Es tut dem Kind

gut, denn es hört auf zu weinen und schläft ein, wenn ich es wiege“. Und so schaukelte sie die Wiege, sobald sie unbewacht war. Nahm die Amme dem Kleinen den Finger aus dem Mund, so brachte sie ihn wieder an den Mund des Kindes und dachte dabei: „Das hat dich niemand gelehrt, dann hat auch niemand das Recht, es dir zu verbieten.“

Dieses Verständnis für die Triebansprüche der Kinder hat sich von ihrem siebenten Jahre bis in ihre Erwachsenenheit unverändert erhalten, und wahrscheinlich beruht auf diesem Verständnis ihre Fähigkeit, leicht den Zugang zu Kindern zu bekommen.

Als sie damals den Plan entwickelte, barfüßige Kinder zu unterrichten, erfüllte sie damit in der Phantasie einen aus ihrem Ödipus-Komplex stammenden Wunsch, sich an die Stelle der Mutter zu setzen, aber um, im Gegensatz zu der realen Mutter, als bessere Mutter den Kindern Freiheiten, Triebbefriedigungen zu erlauben. Ferner: Indem sie sich so gut in die Bedürfnisse der Kinder einfühlt, genießt sie in der Identifizierung mit dem Kind ein Glück, das ihr selbst in der Realität bereits versagt ist: das Glück infantiler Triebbefriedigung.

Sie hat die Triebwünsche von ihrer eigenen Person abgelenkt und auf das Kind verschoben. Analog dem Dichter etwa, der durch seine Helden Wünsche laut werden läßt, die ihm selbst verboten sind. Auch in einem anderen Sinne bedeutet für sie das Kind etwas Ähnliches wie der Held der Tragödie für seinen Dichter. Dem Kinde seine von seiner Natur geforderten Wünsche gestatten, heißt: beweisen, daß es unschuldig schuldig wird; so wie der Tragödiendichter durch die psychologische Darstellung seines Helden erweist, daß der im Sinne objektiver Wertungen Schuldige subjektiv unschuldig ist.

Es scheint, daß das sieben- und achtjährige Mädchen bewußt keinen Schmerz erlebt hat, daß nicht sie, sondern die Mutter die Kinder bekommen hatte. Was sie aber damals bewußt erlebt und auch später nicht verdrängt hat, so daß sie mit deutlichen Erinnerungen daran in die Analyse kam, waren Phantasien, denen sie an der Wiege der kleinen Geschwister nachhing: sie sei die eigentliche Mutter, nicht die wirkliche, aber die eigentliche. Und darum könne sie ja die Sprache der Kinder, ja sogar ihre stumme Sprache, verstehen, viel besser als die Mutter.

Daß diese Phantasien nicht verdrängt wurden, scheint eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen der späteren Sublimierung. Fragen wir zunächst: Wieso brauchten sie nicht verdrängt zu werden, da doch ihr Inhalt schuldhaft scheint: die Mutter wird ja fortgeschoben. Die Analyse zeigte, was mit der eigentlichen Mutter gemeint war: die Mutter des Vaters, die Großmutter. Diese Großmutter war im fünften Jahre des Mädchens gestorben, und die Entwicklung des Kindes zeigt, daß es sich mit dieser sehr geliebten Großmutter nach deren Tod, so gut sie konnte, identifizierte. Die Großmutter verhielt sich ihr gegenüber tatsächlich wie eine besser verstehende Mutter, von ihr fühlte sie sich geliebt, verstanden und vor allem

in ihrem kindlichen Narzißmus gestärkt. Indem sie sich nun den Neugeborenen gegenüber mit der Großmutter identifiziert („Ich will zu euch so gut sein wie die Großmutter zu mir war und dafür werdet ihr mich sicher auch so lieb haben wie ich die Großmutter liebgehabt habe“) kann sie sich die Eifersucht auf die Geschwister, den Haß gegen sie und die grobe Eifersucht auf die Mutter ersparen.

Wieso die Identifizierung mit der Großmutter geeignet war, die Eifersucht auf die Mutter zu überwinden, wurde verständlich mit Hilfe von Kindheitserinnerungen an Situationen, die sich zwischen dem Vater und der Mutter, und an solche, die sich zwischen dem Vater und der Großmutter abspielten. Die Kleine hatte beobachtet, daß der Vater zwar die Schönheit der Mutter bewunderte und sie verliebt behandelte, daß er aber mit seiner Mutter, der Großmutter, geistig irgendwie stärker verbunden war; ferner, daß er mit der Mutter unbekümmert und ungehemmt, mit der Großmutter aber rücksichtsvoll zart umging. Verlangte sie nun die Rolle der Großmutter für sich, so war es nicht nötig, ihre Wünsche nach der Zärtlichkeit des Vaters aufzugeben; durch die Identifizierung mit der Großmutter entstand in ihr die Vorstellung, sie werde vom Vater besser geliebt als die Mutter, und zwar so, daß sie keine Angst vor ihm haben mußte. Es war ein ich-gerechter Ausweg aus ihrem Ödipuskomplex, denn nun brauchte die Mutter nicht vernichtet zu werden, bekam nur eine untergeordnete Rolle als sexuelles Wesen, während ihr das Geistige als ein Bindemittel zwischen sich und dem Vater blieb. An dieser Lösung ihres Ödipusdramas war aber für die Entwicklung ihrer speziellen Sublimierungsfähigkeit der Umstand wichtig, daß das Objekt ihrer Identifizierung, die Großmutter, eine Frau war, die Kinder liebte und sie doch nicht als eigene besaß. Freud sagt im „Ich und Es“, daß wahrscheinlich jede Sublimierung über eine Identifizierung geht. Hätte sich aber die Kleine mit der zu ihren Kindern ambivalent eingestellten Mutter identifiziert, so wäre das Resultat dieser Identifizierung keineswegs eine solche Umwandlung des Kindeswunsches gewesen, nämlich das Bestreben, eine gute Pädagogin für die Kinder fremder Mütter zu werden. Die Identifizierungen müssen, wenn sie ein Sprungbrett zu Sublimierungen bilden, von der Art sein, daß sie eine gewisse Entlastung von Schuldgefühlen garantieren; wir wissen, daß eine Sublimierung gelingt, wenn die libidinösen Ansprüche in Einklang mit dem Über-Ich gebracht werden können. Im Fall unserer Lehrerin: Liebt sie die Kinder wie die Großmutter sie liebt, so ist sie genügend weit entfernt von dem dahinter liegenden Wunsch, die Kinder mit dem Vater gezeugt zu haben; das Über-Ich ist beruhigt, denn sie nimmt der Mutter den Vater und die Kinder nicht weg, sie hilft vielmehr der Mutter, die Kinder zu erziehen. Ferner aber: Da die Großmutter wirklich pädagogische Fähigkeiten hatte und Kinder liebte, wird es der Enkelin durch eine Angleichung an sie möglich, sich so zu Kindern einzustellen, daß sie das Lob der Umwelt erntet. Sie ist also nicht nur unschuldig, sondern kann sich

sogar als verdienstvoll erweisen. Sie hat von der ursprünglich inzestuösen Phantasie „Meine Kinder“ den Weg zur Realität gefunden: „Die Kinder anderer Frauen“. Mit ihrer Bemühung um diese Kinder, die viel Verzicht auf egoistische Wünsche erfordert, besticht sie das Über-Ich, denn sie büßt mit dieser Bemühung für die ursprünglich schuldhaftige Tendenz, sich fremde Kinder anzueignen. Auch in einigen anderen mir bekannt gewordenen Fällen von guten Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Fürsorgerinnen war es so: Sie haben sich in ihrer pädagogischen Tätigkeit nicht mit ihren Müttern identifiziert, sondern mit entfernteren Frauen, Mutterersatzfiguren, Lehrerinnen, älteren Schwestern, Dienstmädchen, also mit Frauen, die ihnen ein Wegweiser zu einem geeigneten Kompromiß wurden, denn sie lebten in einer Situation, in der der Wunsch und das Verbot, Kinder zu besitzen, gleich beteiligt waren.

In unserem Falle bildet insbesondere der Umstand, daß die Großmutter von der Enkelin ohne Ambivalenz geliebt werden konnte, eine bedeutsame Rolle in der Entwicklung ihrer Sublimierungsfähigkeit. Als das Kind nach ihrem Tode sich mit ihr identifizierte, ihre Eigenarten und ihre Gebote in sein Ich aufnahm, um die in der Außenwelt Verlorene in der Innenwelt lebendig zu erhalten (einige Erlebnisse aus der Kindheit zeigen greifbar die einzelnen Stationen dieser Identifizierungsversuche und ihre Funktion), geschah das deutlich nach dem Plan: So zu werden, wie die geliebte Großmutter es gern gesehen hätte. Die Großmutter vertrat in ihrem Über-Ich einen milde waltenden, leicht zufriedenzustellenden Richter; was die unambivalent Geliebte forderte, war leicht zu erfüllen. Und so hat sie auf den Gebieten, auf denen die Großmutter ein Beispiel bot, wie in der Behandlung der Kinder, mit Selbstvertrauen und ruhiger Sicherheit sich entfalten können.

Betrachten wir weiter die Entwicklung der Lehrerin: Mit neun und zehn Jahren tagträumt sie von zukünftigen Gedichten, deren Hauptfiguren lieblos behandelte und schuldig gewordene Kinder sein sollten. Die Quellen dieses Tagtraums waren: Sie entdeckt damals, daß ihr Vater, vor dessen jähzorniger Art sie Angst hat und der sie unter den vielen Kindern übersehen, weich und aufmerksam wird, wenn man ihm Gedichte vorträgt. Die Vorwürfe, die sie dem Vater machte, hat sie verdrängt und erst in der Analyse wieder aufgefunden. Aber in jenem Traum von anklagenden Gedichten wurde der Wunsch erfüllt, einmal dem schlechten Vater die Wahrheit zu sagen, einmal in einer Form, die er beachtet, auf sich selbst als die lieblos Behandelte hinzuweisen. In einem jener infantilen Tagträume erscheint ein barfüßiger, fast nackter Junge vor Gericht, weil er — verhungert — etwas gestohlen hat. Während die irdischen Richter das Kind verurteilen, schmilzt das über ihnen hängende Kruzifix, weil dem Christus das Herz vor Mitleid verbrennt. Als die Richter das sehen, erkennen sie die Unschuld des Kindes.

Überraschend an dieser deutlich für sich sprechenden Phantasie ist folgen-

des: Die Kleine war ja besonders brav und scheinbar fiel ihr das Bravsein nicht schwer. Warum phantasiert sie sich in die Rolle des barfüßigen, d. h. triebhaften und schuldig gewordenen Kindes? Offenbar weil sie es gern gewesen wäre, aber aus Angst vor dem menschlichen Richter, dem Vater, nicht zustande brachte, es zu sein.

Als sie dann später die ungeliebten schwierigen Kinder mit besonderem Geschick unterrichtete, gelang ihr das, indem sie sich mit dem Kind identifizierte: du bist ja so, wie ich beinahe geworden wäre. Ich will dir helfen, wie man mir hätte helfen müssen, indem ich dich mit Liebe und Langmut behandle.

Wir sehen, wie in dieser Fähigkeit zweierlei zusammentrifft: Auf der einen Seite ein aus dem Es stammender Anspruch, böse, anal (barfuß), exhibitionistisch (fast nackt) zu sein und dem Besitzenden etwas wegzunehmen, und trotz alledem vom Vater nicht verurteilt, sondern geliebt zu werden — auf der anderen Seite eine vom Über-Ich stammende Anforderung: Solche Kinder müssen unterrichtet, besser belehrt werden. Indem ihr das gelingt, ist das Über-Ich zufriedengestellt, und sie kann sich immer weiter mit solchen Kindern identifizieren. Indem sie das Kind der Umwelt als veredelungsfähig zeigt, entlastet sie sich von den Schuldgefühlen wegen der verpönten Wünsche, sagt damit etwa: Seht, ich bin ja gar nicht böse, ich werde gut und schuldlos, wenn man mich nur liebt.

Wir hörten, daß unsere Lehrerin besonders am Unterrichten geistig zurückgebliebener Kinder interessiert ist. Sie erzählt darüber, es sei eigentlich ganz gegen ihren Wunsch, sich mit debilen Kindern zu beschäftigen. Wenn sie um Rat gefragt werde, riete sie immer, die Kinder in die Hilfsschule der Nachbarschaft zu schicken, sobald sie aber ein solches Kind vor Augen bekäme, fühle sie den unwiderstehlichen Drang, sich selbst um das Kind zu kümmern. Diese Neigung und die Fähigkeit, die sie beim Unterrichten solcher Kinder entwickelt, zeigten sich folgendermaßen in ihrer Kindheit determiniert: Das nach ihr geborene eineinhalb Jahre jüngere Kind war ein Knabe, und es war in der sehr kinderreichen Familie das einzige Kind, das schwer lernte. Obwohl es nun keineswegs debil war, wurde es von dem Vater und den älteren Geschwistern als der Dumme der Familie behandelt. Unsere Analysandin, die sehr früh schon, als Reaktion auf ihre Feindseligkeit gegen ihn, Mitleid für ihn empfunden hatte, weil sie und die ältere Schwester ihn nicht mitspielen ließen, wagte doch nicht, sich seiner anzunehmen, bewußt, um nicht der älteren Schwester zu widersprechen, unbewußt, weil sie dem Penisbesitzer gegenüber wenigstens auf ihre geistige Überlegenheit stolz war. Obwohl sie dann für den Bruder die gute ältere Schwester wurde, brachte sie es nicht über sich, ihm bei seinen Schularbeiten zu helfen, was sie doch bei anderen gleichaltrigen, älteren und jüngeren Kindern gewohnheitsmäßig tat. Es sieht nun so aus, als ob sie mit ihrem geschickten Unterrichten geistig behinderter Kinder das alte Unrecht am Bruder wieder gutmachen wollte.

Wir können uns hier daran erinnern, daß ein besonders empfindliches Gewissen, das die aus dem Verdrängten heraufkommenden Tendenzen leicht registriert, eine gute Prognose für die Entwicklung von Sublimierungsfähigkeiten bietet, sofern andere Bedingungen für diese vorhanden sind. Ein weniger strenges Über-Ich beunruhigt weniger, es bedarf geringerer Anstrengung, um sich seines Drucks zu entledigen. Andererseits übt ein allzu strenges Über-Ich leicht einen hemmenden Einfluß auf die Entfaltung einer Begabung aus.

Eine andere Seite der pädagogischen Begabung dieser Lehrerin beruhte auf ihrem besonderen Interesse an den oral gehemmten Kindern. Es fällt ihr leicht, sich mit diesen zu identifizieren, da sie selbst ein Kind war, das niemandem sagen konnte, was es litt. Sie wurde von den übrigen redewandten Geschwistern unterdrückt, so daß sie ein schweigendes Kind wurde, das die Redegabe des Vaters und der Geschwister neidlos bewunderte. Die Analyse zeigte aber, wieviel Anklagen gegen den Vater und die älteren Geschwister sie damals zu verdrängen hatte. In ihren Bemühungen um die nichtsprechenden Kinder phantasiert sie sich einerseits in die Rolle eines guten Vaters oder einer guten älteren Schwester, die dem verschüchterten Kind Mut zum Sprechen macht, und bringt damit in sublimierter Form ihren Widerspruch gegen den realen Vater und die reale Schwester ihrer Kindheit zum Ausdruck: So hättet ihr es mit mir machen sollen. Andererseits genießt sie in der Identifizierung mit dem Kind ein früher ersehntes Glück: Endlich finde ich einen, der mich zum Sprechen bringt, endlich bin ich so mächtig wie die anderen.

Wir fragen nun, warum diese Frau, die nach allem, was wir hörten, gute Voraussetzungen für die Arbeit einer Heilpädagogin mitbringt, nicht das Heilen, Pflegen und Erziehen dem Unterrichten vorgezogen hat, und ob es etwa nur an äußeren Umständen liegt, daß sie ihre Tätigkeit an einer Schule ausübt. Ihre Kindheitsgeschichte weist ein Erlebnis auf, das die Wahl dieser Form der pädagogischen Betätigung verständlich macht.

Sie war etwas über vier Jahre alt, als die ältere Schwester an ihrem ersten Schultag protzt, daß sie schon lesen könne, und vor ihr eine Zeitung entfaltet. Ihre Bewunderung verwandelt sich bald in Erschrecken, als die Schwester aus der Zeitung dichtet, eine Zigeunerbande werde die Jüngere demnächst abholen, weil sie nicht zur Familie gehöre, sondern früher von den Zigeunern gekauft worden sei. Später wußte sie, daß sie betrogen worden war, begriff es aber erst in aller Schärfe am Todestage der Großmutter, ein Jahr später, als man ihr den Tod der Großmutter verheimlichen wollte, und die gleiche Schwester vorgab, sie und die anderen Geschwister weinten, weil sie schlechte Schulzeugnisse mitgebracht hätten. Bald nach dem Tode der Großmutter, die sie seinerzeit über das Zigeunermärchen mit den Worten getröstet hatte: „Später wirst du selber aus der Zeitung lesen können und nicht solche Dummheiten glauben müssen“, begann sie als Autodidaktin lesen zu lernen und überholte bald die ältere

Schwester in ihrem Schulwissen. Kindern Wissen zu vermitteln bedeutet nun für sie auf Grund jener Erlebnisse dafür zu sorgen, daß sie sich nicht aus einer Gemeinschaft ausgestoßen fühlen, und es wundert uns nicht, daß sie sich besonders freut, wenn sie eine Anfängerklasse übernimmt. Als sie dann als Kind selbst in die Schule kam, pflegte sie erst der intelligenteren, aber weniger lernbegabten Schwester bei den Schularbeiten zu helfen, ehe sie an die eigenen Schularbeiten ging, und diese Assistenz bedeutete für sie eine Steigerung ihres Selbst, an der sich ihr Narzißmus immer wieder erholte. Der Umgang mit den jüngsten Geschwistern bot ihr aber vollends Tröstung für ihr Versagen Erwachsenen gegenüber, die sie übersahen, weil sie vor den geliebten Menschen scheu war und mit den ungeliebten nicht zu kämpfen verstand. So kam zu allem Positiven, das sie für den Beruf geeignet machte, etwas Negatives hinzu, das sie diesen Beruf als einen für sie am wenigsten gefährlichen wählen ließ (Adler). Da sie auf Grund einer in der Kindheit unterdrückten, nicht ausgebildeten Aggressivität für den Kampf mit der erwachsenen Welt schlecht ausgerüstet war, wählte sie sich ein Gebiet, auf dem der Partner schwächer ist als sie selbst.

Wir sprachen am Anfang von einer Schwierigkeit, die diese Lehrerin häufig im Umgang mit den Eltern ihrer Schüler erlebte. Wir fragen uns, wie ihre Tendenz, mit den Eltern gemeinsam das Kind zu erziehen, zu verstehen sei. Hierbei verrät sich die Inzestphantasie, die ursprünglich ihrer Liebe zu Kindern zugrunde lag. Es zeigt sich nämlich, wenn man im einzelnen untersucht, daß sie bei ihren Unterredungen mit der Mutter oder dem Vater des Kindes entweder den guten Vater spielt, der das Kind besonders gut versteht und die Mutter belehrt, wie das Kind richtig zu lieben sei, oder daß sie den Vätern gegenüber die Rolle der Großmutter spielt. Im ersten Fall versteht sie es zunächst, die positive Übertragung der Mutter auf sich zu ziehen. Wenn diese dann aber merkt, daß nicht ihr, sondern dem Kinde das Interesse der Lehrerin gilt, zieht sie sich gekränkt zurück und wird neidisch. Dann muß die Lehrerin das Feld räumen und das im Stich gelassene unglückliche Kind repräsentiert für sie die Erfüllung einer alten unbewußten masochistischen Phantasie: die Mutter rächt sich am Kinde, weil der Vater es liebte.

Spielt sie aber den Vätern gegenüber die Rolle ihrer Großmutter, so besticht sie den Vater mit ihrem liebevollen Verständnis, lockt also auch hier die positive Übertragung heraus; dann aber fürchtet sie die Gefahr und versteht es offenbar mit einer überlegenen Großmutterhaltung, das Selbstgefühl des Mannes zu kränken und ihn zu verstimmen. Wieder ist das Kind das Opfer dieses im Unbewußten der Beteiligten sich vollziehenden Spiels. Das Kind repräsentiert dann ihrem Unbewußten, wie man gestraft wird, wenn man das Begehren des Vaters auf sich lenkt. Im Verkehr mit den Kindern gelingt ihr die Sublimierung alter Wünsche; im Verkehr mit den Eltern versagt sie so oft, weil sie in der Verführungssituation der Anziehung der unbewußten Kindheitswünsche zu leicht erliegt.

# Kindheitserlebnisse von Pflegerinnen kleiner Kinder

Von Mary Chadwick London

Übersetzt von Erik Homburger

Neurotische Schwierigkeiten im Leben der Kinder werden vom Laien verschieden erklärt; die einen sehen in den schlimmen Kindern eine Strafe, die ihnen der Himmel auferlegt hat, die anderen glauben, daß eine angeborene Charakterschwäche die Ursache aller Unarten sei. Tatsächlich käme man mit der Vorstellung von der Vererbung der Lösung einen Schritt näher, wenn man darunter all das verstehen wollte, was das Kind von seinen Eltern übernimmt. Und das wären dann nicht bloß die im Keimplasma festgelegten Entwicklungstendenzen, sondern auch die von den Eltern ausgehenden frühesten Einflüsse auf das Kind. Da wir aber Vererbung im Sinne angeborener Neigung verstehen, so müssen wir gegen die Vorstellung von der Erblichkeit neurotischer Verhaltensweisen bloß auf die Tatsache verweisen, daß neurotische Erzieher, auch ohne mit dem Kind blutsverwandt zu sein, ihre neurotischen Neigungen auf es weitergeben — ebenso wie die Eltern. Welche neurotische Tendenzen der Erwachsenen werden nun im allgemeinen auf die Kinder übertragen und woher stammen sie?

Die Psychoanalyse lehrt uns, daß die ersten Wünsche, die nicht genug oder gar nicht befriedigt wurden, im Erwachsenen ebenso gut wie im Kind weiterbestehen können, sein Benehmen, seine Gedanken und Meinungen beeinflussen und ihm ein infantiles Gepräge geben können. In ähnlicher Weise werden die Erfahrungen aus der eigenen frühkindlichen Erziehung auf die spätere Erziehung der eigenen Kinder übertragen: die Neigung zu Verboten, Drohungen und Strafen, aber auch die Überängstlichkeit und ängstliche Sorgfalt. So kommt es, daß die unerfüllten und verdrängten Wünsche aktiv bleiben können, im Unbewußten des Erziehers eine Sonderexistenz führen, an die die Erziehungslehren nicht herankommen können. Das Unbewußte solcher Erzieher wirkt dann wie eine Quelle, von der Störungen des rationalen Handelns ausgehen: gegenüber bestimmten Unarten des Kindes entwickelt der Erzieher besondere Strenge, auch wenn er vom Standpunkt der Vernunft aus das Unzweckmäßige seines Handelns einsieht, dann übergeht er wieder abnorme Züge des Kindes oder er fördert, ohne zu wissen warum, abnorme Impulshandlungen von Kindern, die ihm anvertraut wurden. Vor allem übt die Gestaltung des elterlichen Zusammenlebens einen oft genug betonten Einfluß auf die Charakterentwicklung aus. Aus verschiedenen Gründen mögen die Eltern ein Kind mehr als das andere lieben und dabei das bevorzugte Kind mit so starken



Gefühlsbanden fesseln, daß ihm die normale Entwicklung mißlingen muß. Eine solche Bindung veranlaßt später eine Änderung der Einstellung gegenüber den Eltern, wenn die Unabhängigkeit des Kindes wächst und der elterliche und häusliche Einfluß allmählich nachläßt. Gelegentlich ist es auch der Haß, die Kehrseite der Liebe oder die Eifersucht, die das Familienleben untergraben. Ein Kind, das unerwünscht geboren werden mußte oder dessen Geschlecht enttäuscht hat, muß nach Liebe hungernd aufwachsen und auf ein für seine seelische Entwicklung ebenso notwendiges Mittel verzichten wie es die Vitamine für den Körper sind. Es kann sich sogar ungeliebt und unerwünscht fühlen, trotzdem es von allen Zeichen der Liebe und der unzweifelhaften Bevorzugung umgeben ist, wenn es in einer Phantasiewelt lebt, in der es das unerwünschte und ungeliebte Kind der Familie spielt; oder es kann verzweifelt versuchen, diesen tatsächlichen oder eingebildeten Stand der Dinge zu verändern, indem es bald um den Beifall der einen, bald der anderen Person kämpft im aussichtslosen Bemühen, so geliebt wie andere Angehörige zu werden. Rivalisiert ein Kind um einen Elternteil, so können die anderen Geschwister zu mächtiger, aussichtsloser Eifersucht gereizt werden. Für die Eifersucht der Kinder dient die der Erwachsenen als Vorbild und die der Erwachsenen stammt selbst wieder häufig aus Enttäuschungen der eigenen Kindheit. Sie suchen dann beim eigenen Kind eine Entschädigung für den einmal erlebten Liebeskummer und vergessen, daß Kinder andere Liebe benötigen als eine solche, welche aus den Entbehrungen und Enttäuschungen der eigenen Kindheit kommt; Kinder brauchen echte Liebe, nicht eine reaktive, durch die den alten, vielleicht schon toten Erziehern gezeigt werden soll, wie man Kinder erzieht und liebt.

Eltern, deren Liebesbedürfnisse durch den Ehepartner nicht genügend befriedigt wird, neigen oft dazu, ihre Kinder mit einer allzu erwachsenen Liebe zu überschütten, sie in ganz frühem Alter zu Vertrauten zu machen und ihr Mitfühlen zu erlisten; die Kinder sollen so verführt werden, Partei zu ergreifen, was leicht dazu führt, daß sie Vorurteile entwickeln, die dann auf andere Personen oder auf das Geschlecht verschoben werden können.

Werden kleine Kinder genötigt zu gefallen, so schließt das immer ein, daß sie auch fürchten, nicht zu gefallen. Hier ist oft eine Quelle größter Angst zu finden. Jedes Mißfallen, jede Kritik bezieht das Kind dann auf sich und es wird später unfähig, ein unabhängiges Urteil zu bilden, weil es immer fürchtet, daß es dadurch Mißfallen erregt. So wird jede große oder kleine Entscheidung unmöglich, bis eine geliebte Person gesagt hat, was zu tun ist. Diese Hemmung kann äußerst unangenehm werden und ein ernstes Hindernis für ein zufriedenes Leben darstellen. Das Opfer dieser Ängste glaubt auch gern, daß, was immer es tut, den anderen böse machen wird, während die anderen durchaus mit ihm zufrieden sind. Ein Kind, das beiden in ihren Grundsätzen ganz verschiedenen Elternteilen zu gefallen strebt, verfängt sich in einem Netz von Konflikten, dem schwer zu

entkommen ist. Wie kann ein solches Kind später unabhängig werden und seinen eigenen Weg gehen? Denn dieser ist natürlich das Ziel der normalen Entwicklung, der nur dann unterbunden ist, wenn dem heranwachsenden Kind nicht eine gewisse ökonomische Unabhängigkeit zu Hilfe kommt oder wenn zu starke Gefühlsfessel die Trennung verhindern. Solange das Kind aber tatsächlich unter dem Schutz der Eltern lebt, erlaubt die reale Abhängigkeit und die häufige Besitzeinstellung der Eltern dem Kind keinen anderen Ausweg, als mitten im Kreis der Familie in einer seltsamen seelischen Isolierung zu leben; so entstehen Ausgleichsversuche mit Hilfe der Phantasietätigkeit, oder ganz bestimmte neurotische Neigungen, durch die das Kind Schutz und Lust erreicht.

Wir sind nun schon mit dem Weg vertraut, auf dem das Kind Beispiel und Vorbild der Eltern in sich aufnimmt und in seiner Über-Ich-Bildung verkörpert. So verstehen wir auch, daß besondere Charakterzüge oder auch Symptome der Eltern im Kind sich wiederholen und, weil sie ihm besonders liebenswert gepriesen wurden, im Kind verstärkt weiterleben.

Jener Muttertypus ist heute seltener geworden, der den Gatten und die Kinder durch ein Leben halber Invalidität zu fesseln wußte, immer ihren Willen durchsetzte und sich mit Tränen und Migräne die entbehrte Beachtung erzwang. Das waren mächtige Waffen, die Kinder der Herzlosigkeit zu überführen; die aber waren bloß traurig, daß schöne Pläne durch die Indisposition der Mutter wieder durchkreuzt wurden. Sie fühlten sich dann auch schuldig, wenn ihnen ihre Traurigkeit vorgeworfen wurde. Die ganze Familie war vom Lebensgenuß abgeschnitten, nicht bloß weil die Mutter nicht allein gelassen werden durfte, sondern weil es ja nicht richtig war, sich zu vergnügen, während ein anderer krank war oder Schmerzen hatte. Wir kennen unter solchen Umständen heranwachsende Kinder, die jede Freude mit Gewissensbissen zu zahlen bereit sein müssen, weil sie immer an das Leiden der anderen denken müssen.

Andererseits, wo die Mutter dominierte, mußte der Vater in den Hintergrund treten; der Vergleich mit anderen Familien ist der äußere Anstoß zur Verwirrung der kindlichen Gefühle, die aktive Mutter spielt in der Leidensgeschichte mancher Neurotiker eine überragende Rolle. Nicht weniger schädlich ist die Wirkung des brutalen Vaters, des Neurotikers mit Zornausbrüchen oder des Alkoholikers, der das Haus durch die Furcht, die er erregt, beherrscht. Solche Väter lösen bei den Kindern maßlosen Haß aus, der aus Vergeltungsangst unterdrückt werden muß, um später im Familien- oder Berufsleben an anderen sich auszutoben. Dieser Haß kann sich dann mit der selbstverständlich vorhandenen Liebe mischen, so daß es zu jenem Schwanken zwischen beiden Gefühlen kommt, das als „Ambivalenzkonflikt“ ein bekanntes neurotisches Krankheitsbild darstellt. Das Zerrbild jenes Erziehers, der zuerst maßlos streng straft, um dann in überbetonter, reaktiver Liebe das bestrafte Kind zu verzärteln, ist uns aus den Beobachtungen auf den Kinderspielplätzen und gelegentlich aus den Gerichtssaal-

notizen genügend bekannt. Und fragen wir nach den tieferen Ursachen der Abnormitäten in der Erziehung, dann finden wir die übliche Antwort: mangelndes Wissen der erziehenden Eltern und Unverstand — recht unzureichend; in jeder Erziehungsabnormität spielt ein Stück infantiler Neurose des Erziehers eine Rolle.

Die folgenden Auszüge aus der Lebensgeschichte einiger Erzieherinnen sollen unsere Beobachtungen beleuchten und illustrieren.

## I

Der folgende Bericht handelt von einer älteren Frau, die, in ihrer Mentalität ein Kind und, tief an ihre Mutter fixiert, in Gesellschaft Gleichaltriger nie glücklich ist. Sicher fühlt sie sich nur während der Pflege von Säuglingen und von kranken Kindern, die ganz und gar von ihr abhängen müssen und sie den anderen Pflegerinnen gegenüber ausgesprochen bevorzugen. Ängstlich gegenüber den Ärzten und allen Männern in autoritärer Stellung, sucht sie nach Beweisen der Liebe und Anerkennung bei irgendeiner älteren Frau, der sie dann übertriebene Ergebenheit bezeugt.

Dies ist in Kürze ein Abriß der störenden Charakterzüge der Frau A. B. Ihr Wunsch, immer die Beliebtste zu sein und eine ältere Frau zu finden, der gegenüber sie (trotz deutlichster Hinweise, daß ihre leidenschaftlichen Dienste oft unwillkommen sind) die ergebene Tochter spielen konnte, hatte zu vielen Schwierigkeiten an ihren verschiedenen Arbeitsstätten geführt und ihr selbst tiefes Unglück gebracht. Jede Matrone oder Oberschwester, die auf ihre Demonstrationen nicht reagierte oder ihr nicht die Bevorzugung angedeihen ließ, nach der sie sich sehnte, wurde von ihr als ungerecht und grausam angesehen. Gleichgestellte im Spital mochte sie nicht; Erfolgreiche betrachtete sie als Rivalen und setzte sie mit ihren beiden älteren Schwestern gleich, auf die sie als Kind äußerst eifersüchtig gewesen war.

Zwei Ereignisse ihrer Kindheit standen ihr vor allen anderen immer seltsam klar vor Augen. Beim ersten war sie ungefähr zwei Jahre alt gewesen: Ihr Vater war mit der Mutter böse geworden, weil sie ihn offenbar wegen seiner Betrunkenheit in der Nacht zuvor beschimpft hatte. Er war plötzlich vom Frühstückstisch aufgesprungen, hatte einiges im Tischtuch gesammelt und ins Feuer geworfen. Sie selbst hatte ganz erschrocken ihren Kopf im Schoß der Mutter geborgen und so gewartet, bis der Vater brummend hinausgegangen war. Dies scheint in ihr den Gedanken hinterlassen zu haben, daß man Männern nie trauen dürfe, daß sie jederzeit gewalttätig werden könnten und immer schlecht aufgelegt seien. Wenn sie ihn nur los werden könnte und statt seiner für die Mutter sorgen — wieviel glücklicher wären sie da. Während ihrer ganzen Spitalslaufbahn fürchtete sie immer Autoritäten und ältere Ärzte und mochte nur knabenhaft junge Chirurgen, die mit den Kindern spielen konnten. Sie konnte nicht verstehen, wie irgendeine ihrer Kolleginnen mit Liebe von ihrem Vater sprechen konnte.

Ihre zweite frühe Erinnerung, die für ihr späteres Berufsleben von

größter Wichtigkeit war und ihre Berufswahl weitgehend beeinflußt hatte, war der Tod eines Brüderchens in seinem neunten Lebensmonat, als sie zwischen drei und vier Jahre alt war. Ihre Mutter weinte darüber und sie versuchte sie zu trösten, indem sie ihr versprach, ein anderes Baby zu kaufen, wenn sie eines ohne eine Mutti finden könnte. Sie hatte zehn Groschen und wollte gerne das Ganze für das Baby ausgeben.

Dabei war ihre Einstellung zu diesem Brüderchen denkbar haßerfüllt und eifersüchtig gewesen. Obwohl sie den Vorfall selbst und das Gelächter der Schwestern über ihren Glauben, sie könne für zehn Groschen ein neues Baby kaufen, gut erinnern konnte, hatte sie doch kein wirkliches Bild von dem Kind selbst. Sie konnte sich an einen langen Aufenthalt bei den Großeltern erinnern, als es gerade einige Monate alt war; denn die Mutter war ernstlich krank geworden, an Spaziergänge mit dem Großvater und an Blumen, die sie zusammen gepflückt hatten, an Spiele mit ihm in einem weiten Speicher, aber es war keine Erinnerung vorhanden, daß das Brüderchen wirklich dabei war, noch wie es ausgesehen hatte.

Es war offenbar, daß sie später versucht hatte, sich an seinen Platz zu stellen und die leergewordene Stelle in den Gefühlen der Mutter einzunehmen; sie fühlte aber, daß ein Knabe immer beliebter ist als ein Mädchen und ein kostbareres Glied der Familie. Im Verlauf der Analyse wurde es wahrscheinlich, daß das kleine Mädchen Todeswünsche gegen das Baby gehabt und dann unter schwerem Schuldgefühl gelitten haben mußte, als diese Wünsche plötzlich scheinbar in Erfüllung gingen; und so versuchte sie, schon zu jener Zeit Ersatz zu schaffen, indem sie sich vornahm, ihr ganzes weiteres Leben zu diesem Versuch zu verwenden und die Tränen der Mutter zu trocknen, — was dann später der Inhalt ihrer Lebensarbeit blieb.

Sie begann ihre Pflegerinnen-Laufbahn in einem alten Kinderspital und war immer ganz verzweifelt beim Tod eines Kindes, wie ihr denn auch keine Mühe zu viel war, das Leben eines kranken Babys zu retten; war es offensichtlich ihre Bemühung, der man seine Genesung verdankte, so war sie überglücklich. Den Eltern und besonders der Mutter eines Babys oder Kindes sagen zu müssen, es sei gestorben, war für sie der Anlaß starker Angst, und sie vermied diese Pflicht auf jede mögliche Weise während ihrer ganzen Tätigkeit als Abteilungsschwester, Nachtschwester und Hilfsvorsteherin eines Spitals auf dem Lande.

Sie war als Kind höchst begierig gewesen zu erfahren, woher die Kinder kommen und wie sich die Knaben und Mädchen genau voneinander unterscheiden, war aber nicht imstande gewesen, von ihrer offenbar darin sehr zurückhaltenden Mutter irgend etwas in Erfahrung zu bringen. Wahrscheinlich hatte A. B. den Pflegerinnenberuf teilweise gewählt, um durch Erwerbung von Kenntnissen dieses Problem zu lösen; sie erhielt aber in der ersten Zeit keinerlei befriedigende Antwort. Schließlich drängte sie ihr Bedürfnis nach Aufklärung dazu, einen Studiengang nach dem andern, ein

Examen nach dem anderen zu absolvieren, um es schwarz auf weiß zu haben, daß sie kenntnisreich und tüchtig sei — bis sie auch einen Hebammenkurs mitmachte, wo sie einen Teil jener Details über die Geburt von Kindern erfuhr, die man ihr früher vorenthalten hatte. Aber ihr Wißtrieb zeigte interessante Einschränkungen. Vorlesungen und Instruktionen, die ihr als einer unter Vielen erteilt wurden, interessierten sie nicht; auch fand sie es fast unmöglich, aus Büchern zu lernen. Wenn sie eine Seite gelesen hatte, verlor sie sich in Tagträumen, von denen sie nachher nichts erinnerte. Die einzige Form, auf befriedigende Weise Kenntnisse zu erwerben, war die individuelle Belehrung durch eine jener Frauen, die sie sich zum Mutterersatz erkoren hatte.

Ihre Einstellung zu den Kindern ihrer Obhut, die ihr so viel Vertrauen und Trost schenkten, war einerseits die des kleinen Mädchens, das mit Puppen spielt — andererseits die einer Mutter, die so zärtlich war, wie sie sich eine gewünscht hatte; sie identifizierte sich dabei mit ihren kleinen Patienten. Sie hatte das Gefühl, sie besser als die andern zu verstehen und von ihnen bevorzugt und mehr gewünscht zu sein als alle anderen, und sie versuchte, sie immer glücklich zu machen und ihnen alles zu geben, was sie sich wünschten, sicher, daß sie so schneller gesund würden. Wenn sie von Babys sprach, wurde sie außerordentlich sentimental und sprach mit der Stimme eines ganz jungen Mädchens. Wer ihrem Gefühl nach zu den Kindern nicht lieb oder vernünftig war, machte sie wild; doch war sie geneigter, darüber innerlich zu wüten, als ihre Meinung zu sagen. Es war auch auffällig, daß sie immer bereit war, sich eher auf die Seite eines Kandidaten oder jungen Mitglieds des Personals zu stellen, wenn ein Streit über eine Frage der Disziplin oder des Benehmens entstand, als auf die der Autorität. War einmal eine Schwierigkeit in ihrer Arbeit entstanden oder mißlang es ihr, bei den Autoritäten recht zu behalten, so wollte sie weggehen und keinen Versuch mehr machen. Das führte sie dazu, ein Spital nach dem andern zu verlassen. Ihre unausgesprochene kritische Einstellung gegenüber Älteren war sehr stark, obwohl sie sich äußerlich immer einverstanden zeigte aus Furcht — Männern oder Frauen — zu mißfallen.

## II

In einer anderen Weise illustriert den Einfluß der Kindheit auf das Interesse an der Arbeit mit kleinen Kindern eine Frau aus Australien, die mit ihrem Gatten nach Europa gekommen war, um persönliche Hilfe durch Psychoanalyse zu suchen.

Einzelheiten ihres früheren Lebens auf einer großen Schaffarm, die ihr Vater leitete, waren außerordentlich interessant und man muß es aus vielen Gründen (im Zusammenhang mit der Psychologie dieser Patientin) bedauern, daß man sie nicht im Ganzen wiedergeben kann. Sie war das zweite Kind einer zahlreichen Familie; eine Schwester war älter als sie, zwei Schwestern und ein Bruder jünger. Der Vater und die Mutter waren

nicht glücklich miteinander; die Mutter kämpfte sehr darum, den Kindern zu verheimlichen, daß der Vater ein schwerer Trinker war; sie hatte aus diesem Grund ihr Heim verlassen und in eine große Stadt ziehen müssen, während der Vater allein landeinwärts zu einer anderen Farm gezogen war.

Die Frau, die wir C. D. nennen wollen, war immer „Mutters liebes kleines Mädchen“ gewesen, die wohl immer alles tun würde, um ihre Liebe und ihre Zustimmung zu gewinnen und zu erhalten. Als sie dann alt genug war, wurde sie aus eigener Wahl das Kindermädchen der jüngeren Kinder und besorgte, um von der Mutter gelobt zu werden, sogar die Wäsche, trotzdem ihr vor den schmutzigen Windeln ekelte. Man sieht, wie die Mutter der Patientin, selbst ein psychisch gehemmter Mensch mit ausgebildetem Reinlichkeitszwang und mit Befleckungsangst, viele ihrer Symptome sowie zahlreiche Befürchtungen und Ängste auf die kleine Tochter übertrug.

Sie wurden dazu erzogen, sich den Nachbarn gegenüber erhaben zu fühlen und waren so, praktisch genommen, Kinder, die keine Spielkameraden hatten. Alle anderen Kinder, mit denen sie hätten spielen können, wurden als viel zu roh angesehen, um mit ihnen zu verkehren. Dies wurde zu einem ernstlichen Hindernis, als sie ihr einsam gelegenes erstes Heim verließen und nun in einer großen Stadt leben und die Schule besuchen mußten. Da fanden sie sich in allem hinter den Schulkameraden zurückstehen, außer im Gut-und-gehorsam-sein, erhielten aber von der Mutter die Versicherung, daß das größere Wissen und die Tüchtigkeit der anderen Kinder in ihren Augen gleich Null seien gegenüber den Tugenden der eigenen Kinder: Wahrhaftigkeit und Gehorsam. Sie waren liebe, kleine, unschuldige Landkinder und als solche diesen frühreifen, unartigen Stadtbewohnern weit vorzuziehen.

Nun kam die Zeit, da C. D. die Schule verlassen sollte und man erklärte ihr, daß sie für sich selber aufkommen müsse. Was sie tun sollte, war allerdings ein Problem. Ihre Mutter übernahm es, ihr eine Stelle zu suchen und nahm für sie eine solche als Buchhalterin bei einem Fleischauger an. Niemand fiel es ein, daß eine vorherige Kenntnis der Buch- und Rechnungsführung für das gute kleine Mädchen nötig sei. So wurde C. D. nach einer stürmischen und erniedrigenden Woche als ganz unbrauchbar nach Hause geschickt. Daraufhin entschloß sie sich, die Welt der Erwachsenen samt den Schrecken ihres Berufs- und Geschäftslebens hinter sich zu lassen. Man fand auch schließlich eine Möglichkeit in einer Kindergärtnerinnenschule, die C. D. mit den größten Schwierigkeiten absolvierte, um schließlich als Kindergärtnerin ins Leben hinausgeschoben zu werden.

Durch ihre ganze Ausbildungszeit und ihre Tätigkeit als Lehrerin an einer Schule und in einer Familie verfolgte sie Schritt für Schritt die Schwierigkeiten, die aus ihrer eigenen Erziehung stammten. Ich kann hier aus Raumangel nicht näher darauf eingehen. Wie wir es nicht anders erwarten können, bevorzugte sie immer die guten, gehorsamen kleinen

Mädchen, die sauber, liebenswürdig, ordentlich und gehorsam waren; die gesunden, schmutzigen, ungezogenen machten ihr vielerlei Sorgen. Ältere Mädchen machten sie unruhig und sie erschrak darüber, daß sie sie nicht in Ordnung halten konnte, ja von ihnen ausgelacht und kritisiert wurde. Wenn jemand weinte, so schmolz sie — so wie es zwischen ihr und der Mutter gewesen war. Gar kein Verständnis brachte sie für kleine Knaben auf; daß sie sie nicht mochte, hing mit ihrer Eifersucht auf den kleinen Bruder und mit ihrem Wunsch, selber ein Knabe zu sein, zusammen.

Ernstere Schwierigkeiten entstanden während ihrer Lern- und Lehrarbeit, wenn sie vor Zuschauern mit Kindern arbeiten sollte. Zu Hause war es eine unverzeihliche Sünde gewesen, sich aufzuspielen oder zu behaupten, man könne oder wisse dies oder jenes. Wenn sie allein mit den Kindern war, konnte sie ihnen Geschichten erzählen und sie in genügender Weise in Ordnung halten; dies aber vor der Klasse der Mitstudierenden und unter den Augen der Lehrer oder Examinatoren tun zu müssen, ließ jeden Gedanken aus ihrem Sinn verschwinden und nichts von der so gut vorbereiteten Lektion über ihre Lippen kommen. Sie hätte nie zugegeben, daß sie etwas nicht wußte. Es war deshalb schwierig für sie, die Belehrungen anzunehmen, die andere ihr gerne geben wollten. Sie nahm es innerlich sehr übel, wenn jemand andeutete, daß sie etwas anders mache oder sie irgendetwas über ihre Arbeit mit Kindern fragte. Es war für sie eine ausgemachte Sache, daß in jeder Frage eine Kritik stecke, und sie war überempfindlich gegenüber ausgesprochenem oder eingebildetem Tadel von Seiten einer geliebten Person. Immer verehrte sie Frauen, war glücklich, wenn sie eine hatte, die sie leidenschaftlich lieben konnte.

Schließlich gab sie — nach einer Krankheit — die Kindergartenarbeit auf, nachdem sie erfahren hatte, daß sie nun Studenten an ihrer Schule ausbilden sollte — und heiratete. Das brachte schwere Komplikationen mit sich, hauptsächlich weil sie einerseits in ihrem Gatten einen Beschützer vor der Härte der Welt zu finden hoffte, andererseits aber das Gefühl hatte, daß er ihr weit unterlegen sei, zu ihr aufschauen und sie bewundern werde, ja von ihr Belehrung wie die Kindergartenkinder brauchen und ihr dafür dankbar sein würde. Grenzenlos war ihr Erstaunen, als sie merkte, daß das keineswegs geschah, der Mann vielmehr fand, sie selber brauche noch ein gutes Stück Erziehung für das Leben der Erwachsenen, und es unternahm, ihr das seinerseits beizubringen.

Wie man sich denken kann, wiederholten sich eine ganze Anzahl ihrer Schwierigkeiten während der psychoanalytischen Behandlung. Eigentlich zeigte ihr Benehmen oft eine starke „Alte-Mutter“-Fixierung und starke negative Gefühle und tiefe Verstimmungen gegen die Mutter und die frühe Erziehung, verborgen hinter der bewußt nie in Frage gestellten Liebe und gehorsamen Dienstbarkeit. Auch fühlte sie sich nur leicht und froh, wenn sie mit Kindern war und sich als eines von ihnen fühlen konnte.

Die Vorstellung, sie sei erwachsen, — hieß für sie anspruchsvoll sein und sich aufspielen. Sie war im Gemüt und im Geist Kind geblieben, Mutters gutes kleines Mädchen, nach außen hin bereit, alles zu tun und zu allem Ja zu sagen, um nur geliebt zu sein und sich beliebt zu machen,

Es war interessant, daß sie andere kindische Symptome beibehielt, die sie sehr störten. Sie hatte eine Neigung, bei jeder schwierigen, ungelegenen oder beschämenden Situation, in die sie geriet, zu weinen — was nicht selten eine gute Ausflucht war; so auch, wenn die geringste Meinungsverschiedenheit mit ihrem Gatten entstand. Auch litt sie — besonders in der Nacht — unter einer Inkontinenzangst<sup>1</sup> und sie hatte vor ihrer Analyse die Gewohnheit, in der Nacht öfter aufzustehen, um Zwischenfällen vorzubeugen. Sie erinnerte sich dunkel an einen solchen bedauerlichen, nächtlichen Vorfall während eines Besuches irgendwo mit der Mutter, auch an mehrere solche am Tag, wofür sie dann immer die Mutter verantwortlich machte.

Eigene Kinder hat sie keine, obwohl dies eine Quelle schwerer, bewußter Enttäuschung für sie war.

### III

Unser dritter Bericht über E. F. beinhaltet in vieler Hinsicht das Gegenteil der bisherigen; und doch wurde auch diese Frau von kindlichen Impulsen und Erlebnissen dazu geführt, ihr Leben größtenteils der Arbeit mit und unter Kindern zu widmen. Ihrer eigenen Meinung nach waren das die glücklichsten Jahre ihres Lebens — eine Behauptung, die bedeutungsvoll genug ist.

Auch E. F. war Australierin und bis zu der Übernahme einer Arbeit in einer Großstadt ganz auf der großen Farm ihres Vaters aufgewachsen. Ihre Eltern waren aus einer Stadt dahin gezogen, als ihr Bruder noch ein kleines Kind und sie selbst ein Säugling gewesen war. Ihre Mutter, gerade damals von England gekommen, scheint in dieser Einsamkeit, in der sie und ihre kleine Tochter die einzigen weiblichen Wesen auf viele Meilen Umkreis waren, nie ganz glücklich gewesen zu sein. Die Mutter war offensichtlich tief verstimmt darüber, daß sie die ganze Hausarbeit allein machen und eine Unzahl Kinder in die Welt setzen sollte und hatte die älteste Tochter, sobald diese groß genug war, zur Hilfe in der Hausarbeit angehalten, zum Geschirrwaschen, Brotbacken, zur Familienwäsche und Kinderbeaufsichtigung. E. F. war das keineswegs angenehm; sie hätte so viel lieber dem Vater und den andern Männern auf der Farm geholfen, die Gespanne anzuschirren, die Pferde zur Weide und wieder zurück zu reiten und ein hitziger Rivale der älteren Brüder zu sein. Sie brachte ihren Vater dazu, auf seine kluge Tochter stolz zu sein und fühlte wohl, daß sie sein Liebling war. War ihre Mutter fort, um ein Baby zu bekommen, so besorgte sie dem Vater das Haus ganz allein und dachte, wieviel glücklicher sie seien als wenn die Mutter zu Hause wäre.

1) Angst, unwillkürlich Harn zu lassen oder Stuhl abzusetzen.



Die Mutter war oft krank und war — oder glaubte es zu sein — herzleidend; sie erschreckte die Kinder damit, wenn sie Herzanfälle hatte, von denen das Mädchen später annahm, sie seien nur gespielt gewesen. Dies hinderte sie daran, mit einer großen Anzahl ihrer Patientinnen Mitleid zu haben, indem sie glaubte, sie agierten ihre Krankheiten und bildeten sich ihre Beschwerden ein.

In dem Gefühl, der Liebling des Vaters zu sein, veranlaßte sie ihn oft, ihre Partei gegen die Mutter zu ergreifen, die sie bewußt haßte und verachtete; sie fühlte sich ihr in jeder Hinsicht weit überlegen — und war doch auch selber in die Haushaltmühle eingespannt. In ihrer Mädchenzeit, wenn die Sonne unterging, ging sie hinaus und hinunter zum Ufer des breiten Flusses, der durch ihre Wiesen floß — sehnsüchtig, sich in ihn zu stürzen; sie genoß alle Arten von melancholischen, aber trotzdem angenehmen und befriedigenden Phantasien. Wie stark ihr Neid und ihre Rivalitätsgefühle gegen die älteren Brüder waren, hatte sie selber erst erkannt, als sie einige Monate in psychoanalytischer Behandlung war. Sie besorgte und beherrschte ihre vielen, jüngeren Brüder und Schwestern und ging darin ganz auf; sie machte ihnen Kleider, brachte sie zur Schule, unterhielt sie an Ferientagen — aber alles mit dem Beweggrund, sie mache es besser als ihre Mutter, sie verstehe die Kinder besser als die Mutter und sie wisse besser als die Mutter, wie man Kinder behandelt und aufzieht.

Das war ihr Lebensprinzip: etwas besser als die Mutter zu wissen und zu machen, es vom Vater anerkannt zu bekommen und den Vater auf ihrer Seite gegen die Mutter zu sehen.

Immer und immer wieder setzte sie diese Reaktionsweisen und diese Versuche in Szene, sich die eine Erfüllung zu verschaffen, daß die Mutter überwunden und von ihr ersetzt sei und sie selber offen vom Vater bevorzugt — und sie zwang die verschiedensten Menschen in diese Vater- oder Mutterrolle.

Die Kinder folgten ihr ohne zu fragen. Sie sah darauf, daß sie das taten. Sie zwang ihnen ihren Willen und ihre Wünsche noch lange, nachdem sie schon erwachsen waren, auf — oder versuchte, es zu tun. Auch ihre Patienten sind noch kleine Brüder und Schwestern, von denen sie unbedingten Gehorsam verlangt und deren Verwandte sind für sie Vater und Mutter. Die weiblichen Autoritäten des Spitals oder die Ärztinnen, mit denen sie in Berührung kommt, zählen nicht. Sie wissen nicht halb so viel wie sie. Sie behandeln sie ungerecht und sind eifersüchtig auf sie. Was Ärzte oder männliche Autoritäten anlangt — vorausgesetzt, daß sie ihr die Bevorzugung oder Beachtung erweisen, die sie mag — so sucht sie ihre Sympathie zu erlisten und sie bei einem Disput mit den ihr vorgesetzten Frauen auf ihre Seite zu ziehen. Sie bietet ihnen auch Ratschläge an oder erwartet von den Ärzten, daß sie einen Fall, den sie pflegt, mit ihr wie mit ärztlichen Kollegen besprechen; sagen sie ihr nicht, was sie über die Krankheit des Patienten denken, so ist sie böse.

Auch sie hatte einen kleinen Bruder gehabt, der als Kind gestorben war — wie sie glaubte, wegen der Unwissenheit und Unachtsamkeit ihrer Mutter. Jetzt hat sie durch besondere Übung das Wissen erworben, Kliniken zu leiten, den Müttern Rat und Anleitung zur Pflege und Ernährung der Kinder zu geben. Es war der glücklichste Teil ihres Berufslebens gewesen, als sie die Leitung einer dieser Beratungsstellen innehatte, besonders da sie die Haupt-Autorität in einem Komitee war und nie einen Fall Ärzten oder Ärztinnen zu berichten hatte. Es kann sein, daß sie sich von den Truby King-Methoden zur Aufziehung und Ernährung von Kleinkindern teilweise deswegen so angezogen fühlte, weil die Ratschläge nicht von einer Frau, sondern von einem Mann erteilt waren. Auch sind diese extrem-didaktisch, jede kleinste Einzelheit genauest festgelegt. Diese Anweisungen gibt sie den Müttern weiter, die bei ihr Rat suchen, und sie sieht darauf, daß die Mütter und die Babys diese Regeln für die Ernährung, Reinlichkeits-erziehung und allgemeine Pflege buchstabengetreu erfüllen.

Ein armer Säugling (ein privater Fall in England), der Schwierigkeiten mit dem Saugen hatte, wurde von ihr geschüttelt, um ihn zur Schnelligkeit anzuregen, weil er sie warten ließ und von der übrigen Arbeit abhielt. Ihre Babys müssen Muster an gutem Betragen sein, zur rechten Zeit geboren, gehorsam und durch und durch pünktlich sein. Sie müssen ihr Vertrauen entgegen bringen und alle Beteiligten müssen ihre überragenden Eigenschaften als Nurse und Hebamme anerkennen.

Während ihrer Analyse starb ein Baby, das sie gepflegt hatte. Dieses Ereignis und die Erregung darüber, beleuchteten grell die Einzelheiten ihres Charakters als Erzieher. Sie zeigte die stärksten Angst- und Schuldgefühle und hatte das Gefühl, irgendwie die Ursache seines Todes gewesen zu sein, weil sie es zu schnell genährt hatte. Sie war gegen die Mutter wütend gewesen, weil diese sich geweigert hatte, ihm die Brust zu geben, und hatte darauf bestanden und der Mutter trotz ihrer Weigerung die Milch für das Kind abzupfen lassen. Sie hat das Gefühl, die Kontrolle über Leben und Tod ihrer Patienten zu sein. An jedem Todesfall glaubt sie schuld zu sein, jede Heilung war auf ihre geschickte Pflege zurückzuführen.

Wenn ein Baby sein Erscheinen auf dieser Welt verzögert und sie weiß nicht, wem sie die Schuld geben soll, dem Vater, der Mutter oder dem Arzt, sich selbst oder gar Unbeteiligten, so steigert sich ihre Ängstlichkeit zu krankhaften Befürchtungen. Aber schließlich glaubt E. F. doch immer wieder, daß sie es am besten oder besser weiß.

#### IV

Die Erzieherin, von der ich hier noch als G. H. berichten möchte, war nur sehr kurze Zeit in psychoanalytischer Behandlung. Sie war gekommen, weil sie persönliche Hilfe und Belehrung über die Psyche der ihr anvertrauten Kinder und deren Eltern erwartete.

Sie stand in mittleren Jahren, war als Nursery nurse ausgebildet und mehr als gewöhnlich für tiefere Probleme ihrer Arbeit interessiert.

Eine ihrer ersten Beobachtungen besagte, es sei doch merkwürdig, daß Eltern ihre Kinder so schnell Fremden zur Erziehung übergeben, besonders wenn es gar abnormale Kinder sind oder solche, die für die Eltern keine Ehre einlegen.

Sie ihrerseits fühlte sich von diesen zurückgebliebenen und schwierigen Kindern stark angezogen; sie waren so unerwünscht, so hoffnungslos und so davon abhängig, ob jemand sie liebe und pflege.

Offenbar hatte sie selbst eine traurige Kindheit gehabt, eine voller Tragik; wenigstens erschien es ihr so. Daß sie um das Vergessen der Vergangenheit kämpfte, war deutlich, und einer ihrer Gründe die Behandlung später aufzugeben war der, daß diese mit Lebhaftigkeit und Schärfe die alten Erinnerungen wiederbelebte, als sie einmal über sie zu sprechen begann. Auch sie hatte das Gefühl gehabt, ein unerwünschtes Kind zu sein, hatte ihre eigene Normalität bezweifelt, und sich dumm gefühlt im Vergleich mit den begabten Brüdern und Schwestern.

Bei der Pflege jüngerer Kinder oder etwa des abnormalen Mädchens, bei dem sie zu dieser Zeit war, fühlte sie dann ihr Selbstvertrauen steigen. Da war sie die Starke, Kluge, geliebt und gebraucht von diesen hilflosen Kleinen, die mit ihren Nöten bei ihren eigenen Verwandten keine Hilfe finden konnten. Die Liebe und Abhängigkeit dieser Kinder war der Halt ihres Lebens, und sie fürchtete, die Psychoanalyse könnte ihre Einstellung zu allem ändern, was ihr vorher wertvoll erschien. Hatte die Psychoanalyse ihr einen Trost oder eine Ersatzbefriedigung für das zu bieten, was sie zu verlieren fürchtete? Würde sie ihr rauben, was für sie so hart zu erringen gewesen war, die Liebe dieser Kinder, zugleich ihr Minimum an Selbstvertrauen? Sie war äußerst eifersüchtig auf die Eltern der ihr anvertrauten Kinder. Sie hatte das Gefühl, es seien ihre Kinder und kämpfte mit verzweifelter Eifersucht dagegen, daß die Mütter viel mit ihnen zu tun haben oder vielleicht ihre Autorität bei ihnen untergraben könnten. Zuguterletzt tat sie alles, um die Kinder ihren eigenen Eltern zu entfremden und war nur glücklich in dem Gefühl, von ihnen am meisten geliebt zu sein.

Sie wagte nicht, ihre Lebensarbeit und ihren Trost, die ihr zugleich als Abwehr dienten, aufs Spiel zu setzen. Die Abgeschlossenheit der Kinderstube, ihr Königreich, und das Glück ihrer Pfleglinge und ihrer selbst, war zugleich ihre Verteidigungsstellung gegen den Anspruch des Lebens; sie ersparte ihr den Kontakt mit ihren Altersgenossen und Altersgenossinnen, die für den Lebenskampf so viel besser gerüstet, klüger und vielfach überlegener waren. Jedesmal, wenn sie die Kinder zur Besuchsstunde bringen sollte oder die Eltern in ihre Festung zu Besuch kamen, war sie voll Besorgnis; die Zeit stand still, bis sie mit den Kindern wieder allein war.

So zeigen diese vier biographischen Skizzen den engen, bisher nicht genug gewürdigten Zusammenhang an Kindheitsentwicklung und Berufstätigkeit bei Pädagogen.

## Über den Ödipuskomplex beim Mädchen

Von Richard Sterba, Wien<sup>1</sup>

Der Darstellung einer so komplizierten Phase der Entwicklung, wie es die Ödipussituation ist, stellen sich nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegen. Sie liegen vor allem in den allgemeinen Mängeln unserer Darstellungstechnik, die so wenig geeignet ist, psychologisches Material einer so beziehungsreichen Epoche der Entwicklung wiederzugeben, weil sie in ihrem notwendig linearen Aufbau niemals durch den einfachen Wortlaut der Beschreibung der Polydimensionalität gerecht wird, die reicher verzweigte psychische Bildungen und Abläufe so sehr auszeichnet. Von den Gewaltsamkeiten, die der linearen Darstellung zuliebe den Tatsachen angetan werden können, ist gewiß die Vereinfachung die allergrößte; wenn ich sie in diesem Aufsatz dem Material, das wir behandeln sollen, trotzdem angedeihen lasse, so geschieht es nicht ohne Warnung an den Leser, und aus didaktischen Gründen. Wer freilich ein vereinfachtes Schema für die genaue Wiedergabe der komplizierten und verzweigten Strukturen einer der wichtigsten Entwicklungsperioden des Kindesalters hält, geht irre. Doch bleibt die Aufrollung eines solchen Schemas der beste Weiser für eine erste Orientierung in der Fülle der Erscheinungen; dieses Schema zu erweitern und weitmaschig genug zu nehmen, daß es auch die Fülle des dazugehörigen, hier nicht erwähnten, komplizierteren Materials fassen könne, muß dem, der es auf beobachtete Erscheinungen an Kindern selbst anwendet, überlassen werden.

Wenn einiges, was im vorigen Aufsatz dieser Folge („Über die phallische Phase und ihre Störungen beim Mädchen“, von Grete Bibring-Lehner) gesagt ist, hier zur Wiederholung gelangt, so rechnet sich dies der Autor nicht zum Üblen an; es entspricht der Wichtigkeit des Wiederzugebenden und kehrt wohl auch in neuen Zusammenhängen wieder.

Als Ödipuskomplex definieren wir die psychologische Situation auf einer bestimmten Stufe der kindlichen Entwicklung, in der die Liebesbestrebungen dem gegengeschlechtlichen Elternteil zugewendet werden, während der gleichgeschlechtliche Elternteil als störender Rivale empfunden und seine Beseitigung und Ersetzung gewünscht wird. In der Entwicklungsfolge der Libidostufen entspricht die Etablierung des Ödipuskomplexes der genitalen Organisation, oder genauer der phallischen Stufe beim Knaben, der

<sup>1</sup>) Nach einem Kursvortrag am Wiener Psychoanalytischen Lehrinstitut.

auf die phallische folgenden beim Mädchen. Daß die psychologische Situation des Ödipuskomplexes für das Mädchen in einen späteren Zeitpunkt der Libidoentwicklung fällt als für den Knaben, ist eine wichtige Erkenntnis, die Freud erst 1925 uns übermittelt hat<sup>1</sup>. Die folgenden Erläuterungen sollen dem Verständnis dieser Zeitdifferenz aus der Entwicklung dienen; ihre weiteren Auswirkungen für die an den Ödipuskomplex des Mädchens sich anschließenden Phasen werden sich dann zwanglos aus unserer Darstellung ergeben.

Die Entwicklungsstufen der Libido dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Sie laufen als orale, anale und schließlich als phallische Stufe ab. Auch die phallische Stufe ist beiden Geschlechtern gemeinsam. Ihre Bezeichnung rührt daher, daß das phallische Organ, d. h. der Penis beim Knaben und die entwicklungsgeschichtlich dem Penis entsprechende Klitoris beim Mädchen als prävalierende erogene Zone über die übrigen erogenen Zonen dominiert (phallisches Primat). Der hauptsächlichste Ausdruck der sexuellen Strebungen dieser Periode ist die phallische Onanie, d. h. die reibend-rhythmische Berührung des phallischen Organs (Penis, resp. Klitoris) zum Zwecke des Lustgewinns und zur Abfuhr der sexuellen Erregungen. Die Onanie tritt aber nicht erst in dieser Periode zum ersten Mal auf. Wir wissen, daß schon der Säugling die hoherogenen Zonen des Genitales entdecken und zum Lusterwerb benützen kann; in den der Saugstufe folgenden Phasen bleibt der Lustwert der genitalen Region keineswegs unbenützt. In der phallischen Phase aber wird die Onanie besonders reichlich geübt, wobei sie in charakteristische Verbindung mit den Liebestrebungen des Ödipuskomplexes tritt; sie wird der grobsexuelle Ausdruck der Ödipuserregungen, deren psychosexuelle Spannung darin abgeführt wird.

Wir sind gewohnt, den psychosexuellen Entwicklungsgang des kleinen Mädchens im Vergleich zur Entwicklung des Knaben aufzurollen, weil die komplizierten Entwicklungswege des weiblichen Kindes am besten dadurch sich aufzeigen lassen, daß man ihre Abweichungen vom relativ einfachen Entwicklungsschema des Knaben klarlegt, und wir wollen dieser Gewohnheit folgen.

Die große Einfachheit in der Entwicklungslinie des männlichen Kindes liegt darin, daß für alle Stufen der psychosexuellen Entwicklung der Kindheit das Hauptobjekt der Sexualbestrebungen dasselbe bleibt. Die Mutter ist das Objekt der oralen Strebungen, ein Teil von ihr bildet ja das Objekt des Saugaktes, in der Beißphase stellt die Brust, später die ganze Mutter das einzuverleibende Objekt dar. In der analen Phase sorgen die Regelung der Stuhl­tätigkeit, die Verabreichung von Klysmen, die Prozeduren der Reinigung, die alle von der Mutter ausgehen, dafür, daß das ursprüngliche Objekt in die neuen Sexualziele übernommen werde. Und in der genitalen Phase, die im vierten bis fünften Lebensjahre durchlaufen

<sup>1</sup>) Freud: „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds“. Ges. Schr. Bd. XI.

wird, gilt wieder der Mutter das aktive Liebesstreben, das in dem grobsinnlichen Begehren gipfelt, die Mutter mit dem phallischen Organ zu erobern. Der Vater, der bis zur phallischen Phase nebenbei geliebt und verehrt worden war, wird auf dieser Stufe nunmehr als Rivale empfunden und unter Haßgefühlen abgelehnt.

Als Ausdruck der grobsinnlichen Regungen des Ödipuskomplexes wird die Onanie reichlich geübt. Die Onanie ist vielfach an den Kindern beobachtbar, während die psychosexuellen Strebungen und Regungen unter der psychischen Oberfläche ablaufen, selten die Schwelle eines direkten und deutlichen Geständnisses erreichen, sich meist in Ausdrücke kleiden, die der Erwachsene ohne analytische Deutungstechnik kaum versteht; wenn sie sich deutlich äußern, werden sie vom Erwachsenen meist rasch unterdrückt und das Kind hütet sich, sie wieder verständlich laut werden zu lassen. Es möge also niemand erstaunt sein, wenn das, was sorgfältigste analytische Beobachtung mit geschulter verdrängungsfreier Feinhörigkeit aus der kindlichen Seele erlauscht hat, nicht sofort größerem Zusehen deutlich ist.

Bei dieser reichlich geübten Onanie der phallischen Phase wird nun der Knabe fast regelmäßig einmal betroffen, sie wird ihm untersagt und die Wiederholung wird typischer Weise mit der Bestrafung durch eine körperliche Schädigung, vor allem am Genitale, bedroht. Betrifft die Drohung die Hände, etwa man werde die böse Hand, die das tut, abschneiden, dann wird sie trotzdem auf das Genitale bezogen. Stammesgeschichtliche Vorkommnisse regelmäßiger Abfolge, die in der Beschneidung der Primitiven sich abgeschwächt erhalten haben und wohl als Kastration der Söhne durch den Urvater gedacht werden müssen, erleichtern als erbmäßig niedergelegte Bahnungen die Auffassung als sei jede der Onanie wegen gegebene Bedrohung direkt gegen das Genitale ausgesprochen worden. Wenn nun der kleine Knabe gleichzeitig entdeckt, daß es Geschöpfe gibt, die keinen Penis haben, oder wenn er eine früher gemachte solche Beobachtung eines weiblichen Genitales auf Grund der Drohung wieder aktiviert, — und das geschieht ganz regelmäßig — so resultiert aus Drohung und Beobachtung eine ganz große, heftig und qualvoll erlebte Angst um das von ihm als Lustorgan so sehr geschätzte Genitale. Die Auswirkungen dieser Angst, die wir zu den intensivsten Angsterlebnissen des Kindes zählen müssen, sind in ihrer Bedeutung kaum zu schildern. Die Nachwirkungen reichen bis in die Erwachsenenheit; die Umstellungen, die unmittelbar auf das Auftauchen dieser Angst in der kindlichen Seele sich vollziehen, sind von einschneidender Bedeutung, und verursachen eine so radikale Änderung in den Triebstrebungen des Kindes, wie in seinen psychischen Systemen überhaupt, daß keine andere Einwirkung ihr an Intensität auch nur annähernd gleichkommt.

Die unmittelbarste Folge des Auftauchens der Kastrationsangst ist die, daß die Strebungen des Ödipuskomplexes aufgegeben werden, d. h. die

sinnlichen Wünsche, die auf die Mutter gerichtet sind und die feindseligen und Beseitigungswünsche gegen den Vater werden verdrängt, während die zärtlichen Regungen zu beiden Elternteilen erhalten bleiben. Diese Verdrängung geschieht aus Angst um das Genitale, da diese Strebungen ja aufs innigste mit der Onanie verflochten sind und die Drohung gegen das Genitale der Onanie wegen ausgesprochen wurde. Die Intensität der Angst ist nun so hoch, daß im Normalfalle die Verdrängung der verpönten Regungen eine sehr gründliche ist, so gründlich, daß auch im Unbewußten relativ wenig von den ursprünglichen Regungen erhalten bleibt. Freud gebraucht für diesen katastrophenähnlichen Untergang des Ödipuskomplexes das Wort „zerschellen“. Der Ödipuskomplex zerschellt an der Kastrationsangst.

Für den zweiten Teil dieser Wiedergabe der Entwicklungsverhältnisse der kindlichen Periode, die wir abzuhandeln haben, für das Verständnis der Über-Ich-Bildung ist es nötig, sich um das Schicksal der Triebenergien jener Regungen, die durch die Kastrationsangst der Verdrängung verfallen sind, zu kümmern. Die vollständige Verdrängung gestattet eine relativ freie Verwendung der Triebenergien, d. h. es gelingt ihre Ablösung von den ursprünglichen Triebrepräsentanzen sehr weitgehend. Der größte Teil der Objektstrebungen des Ödipuskomplexes erfährt nun eine Umwandlung in eine narzißtische Bildung, d. h. in eine Beziehung zum eigenen Ich statt wie bisher zum Objekt. Es ist dies der gewöhnliche Weg, wie Objektbeziehungen aufgegeben werden; was das Objekt an Liebe zugewendet bekommen hatte, wendet das Individuum nach Aufgabe der Beziehung nun sich selbst zu, es tröstet sich über den Verlust mit dem eigenen Wert und schätzt sich selbst an Stelle des Objekts. Aber die rückgekehrte Libido, deren Zuwendung zum Ich wir als sekundären Narzißmus bezeichnen — zum Unterschiede von dem Zustande vor jeder Objektbeziehung, in dem alle Libido von Anfang an der eigenen Person gilt und der primärer Narzißmus heißt — diese rückgekehrte Libido trägt Spuren der stattgehabten Objektbeziehung an sich. Sie hat vom Objekt gekostet und will auch am Ich die Züge des Objekts nicht vermissen. Und das Ich nimmt daher Züge des Objekts an, ein Vorgang, den wir als Identifizierung bezeichnen.

Auch das Aufgeben der Ödipusbeziehungen endet in einen narzißtischen Zustand. Der Teil des Ichs aber, der Züge des Objekts angenommen hat, verbleibt in diesem Falle nicht im Niveau des Ichs, er rückt gewissermaßen um eine Stufe höher und bildet einen Anteil des Ichs, der dem übrigen Ich entgegentritt, mannigfaltige Beziehungen zu ihm unterhält, und das übrige Ich von ihm abhängig hält, wie es die Eltern mit dem Kind getan. Diese neue Bildung im Ich-Innern, erhöht, mit narzißtischer Libido besetzt, aus idealisierten Zügen der Elternvorbilder durch Aufnahme derselben ins Innerseelische entstanden, nennen wir das Über-Ich: sein fühlbarer Ausdruck ist das moralische Gewissen, das im Inneren jede unserer Handlungen und Denkweisen regelt. Die zahlreichen feindseligen Trieb-

regungen, die der Knabe den Eltern, dem Vater als Rivalen, der Mutter der reichlichen Enttäuschung wegen zugewendet hatte, finden sich wieder in der Strenge und Unerbittlichkeit der moralischen Forderungen des Über-Ichs. Die minutiöse Folgsamkeit des Ichs dem Über-Ich gegenüber ist gleichzeitig eine neue Auflage der alten Selbstüberschätzung im primären Narzißmus, die Allmacht des Ichs ist umgewandelt in eine Allmacht des Über-Ichs. Die Übertretung der Über-Ich-Gebote straft sich im Schuldgefühl und in freiwilligen und unbewußten Sühnehandlungen, die wir besonders bei Neurotikern so reichlich finden (Selbstbestrafungstendenz).

Das Über-Ich ist somit, wie Freud es nennt, der Erbe des Ödipuskomplexes, aber auch der Erbe des primären Narzißmus.

An diesem vereinfachten Schema der Entwicklung des männlichen Kindes in der Ödipusperiode müssen wir aber zumindest eine Korrektur vornehmen. Wir sprachen davon, daß der Vater vom frühen Anfang an neben der Mutter als Liebesobjekt auftritt, indem ihm zahlreiche zärtliche und bewundernde Regungen der kindlichen Seele gelten. Es treten nun in wechselnd starkem Ausmaße, das sich nach der bisexuellen Anlage richtet, auch sinnliche Strebungen gegenüber dem Vater auf, die in der Ödipusphase eine besondere Intensität erlangen können und in dem Wunsche gipfeln, dem Vater sowie die Mutter ein Kind zu gebären. Besondere Verstärkungen der passiv analen Erotik, sei es auf konstitutioneller Grundlage, sei es als Ergebnis der Erlebnisse auf der analen Stufe, lassen diese Wünsche für den Vater eine beträchtliche Höhe erlangen. Die Mutter bekommt in diesem Verhältnis die Rolle des Rivalen. Diese Libidosituation, die wir als umgekehrten oder negativen Ödipuskomplex bezeichnen, besteht in Andeutungen oder deutlicher ausgesprochen neben dem positiven Ödipuskomplex. Die Triebstrebungen gegen die Elternteile haben also freundliche und feindselige Inhalte einem und demselben Objekt gegenüber, eine Erscheinung, die wir als Ambivalenz bezeichnen. Die Über-Ich-Bildung bedeutet nun auch eine Erledigung des Ambivalenzkonfliktes, indem die positiven Regungen in narzißtische Libido, die negativen in die aggressive Tätigkeit des Über-Ichs gegenüber dem Ich umgewandelt werden.

Fassen wir kurz zusammen. Der Knabe liebt die Mutter durch alle Stufen der Libidoentwicklung als das gleiche Objekt. In der phallischen Phase wird die Onanie der Ausdruck der intensiven sexuellen Begehren nach der Mutter. Die Drohung gegen das Genitale, nachdem die Onanie entdeckt wird, und die Beobachtung des weiblichen Genitales, die die Möglichkeit des Verlustes des Penis vermeintlich in sich schließt, ergeben eine heftige Angst vor der Gefahr, das Genitale zu verlieren, die wir Kastrationsangst nennen. Aus dieser Angst werden die Strebungen des Ödipuskomplexes aufgegeben, die Elternobjekte introjiziert, mit narzißtischer Libido besetzt und so das Über-Ich gebildet, das die verbietende und strafende Funktion der Eltern innerseelisch fortsetzt. So die Verhältnisse beim Knaben.

An Hand dieser schematischen Darstellung der Entwicklung des Knaben



in der Ödipusperiode wollen wir nun die Entwicklung des Mädchens in der gleichen Zeit studieren, indem wir uns dabei hauptsächlich an den Abweichungen von der Entwicklungslinie des Knaben orientieren. Die erste und bedeutendste Schwierigkeit für das Verständnis der Entwicklung des Mädchens in dieser Periode ist der Objektwechsel, den das kleine Mädchen beim Eintritt in die Ödipusphase zu vollziehen hat; denn zum positiven Ödipuskomplex des Mädchens gehört es natürlich, daß der Vater Objekt der Liebestrebungen ist, während zur Mutter das Rivalitätsverhältnis besteht. Nun war aber vor dieser Zeit des Ödipuskomplexes die Mutter genau so wie beim Knaben das Liebesobjekt in der oralen und analen und, wie wir erläutern müssen, auch in der phallischen Phase. Wir haben gehört, daß die Klitoris der Träger der genitalen Strebungen und Sensationen dieser Phase ist; und in der Tat hat die Klitoris für das kleine Mädchen in dieser Zeit den Lustwert und die Bedeutung eines Organs zur aktiven Eroberung des Liebesobjekts, also der Mutter, genau so wie der Penis für den Knaben diesen Wert und diese Bedeutung hat; und ebenso ist die Onanie an der Klitoris der Abfuhrvorgang für die der Mutter geltenden sexuellen Erregungen. Das Mädchen läuft also in seiner Entwicklung dem Knaben soweit parallel, daß auch die phallische Stufe beiden in der Bedeutung der erogenen Zonen (Penis resp. Klitoris) in der aktiven Beziehung zum Objekt (Mutter) und in der Art der sexuellen Betätigung (Onanie am phallischen Organ) gemeinsam ist. Dabei ist, wie Helene Deutsch mit Recht und besonderem Nachdruck hervorhebt, die Klitoris dem Penis psychosexuell absolut gleichwertig und mit denselben hohen Libidoquantitäten ausgestattet.

Und aus der Situation, in der also die Mutter vom kleinen Mädchen mit dem phallischen Organ begehrt wird, wobei in wechselndem Ausmaße aber regelmäßig auch grausame Eroberungsgelüste und lustbetont sadistische Vorstellungen der Mutter gegenüber in den Phantasien eine Rolle spielen, aus dieser Situation also erfolgt ein relativ jähes Übergehen auf ein neues Objekt, mit neuen Triebtendenzen, jener Wechsel auf den Vater also, von dem wir sprachen, während die Beziehung zur Mutter ein deutlich negatives Vorzeichen erhält, indem sie zur feindselig abgelehnten und gehaßten Rivalin wird. Die Erklärungen für diese Umschaltung in der Seele des kleinen Mädchens sollen uns nun beschäftigen.

Freud gibt zweierlei Gruppen von Gründen dafür an, die einander in ihrer Wirkung ergänzen. Die erste Gruppe ist allgemeiner Natur und steht im Zusammenhang mit den allgemeinen Reaktionen auf die Versagungen, die die infantilen Wünsche notwendigerweise erleiden. Der Mutter wird die Enttäuschung, die sie den infantilen Triebregungen, selbst wenn sie ihnen eine Zeitlang Befriedigung bot, doch schließlich zuteil werden lassen muß, vom Kinde sehr übel genommen und mit aggressiven Regungen beantwortet. Sind jüngere Geschwister im Laufe der ersten Lebensjahre aufgetaucht, so geben sie reichlich Anlaß zur Eifersucht; das Kind

fühlt sich benachteiligt und zurückgesetzt, weil das jüngere Geschwister in der Pflege, Ernährung, in der notwendigen allgemeinen Schutzhülle, deren es in der Brutpflege so sehr bedarf, wenn es gedeihen soll, Freuden, Befriedigungen und Lust genießt, die ihm als älterem schon versagt sind. Und so ungebändigt sind die infantilen Triebe, daß solche Versagung mit intensivem Haß gegen das Geschwister und gegen die Mutter beantwortet wird. Aber auch die Beziehung der Mutter zu Erwachsenen der Umgebung, besonders zum Vater, betrachtet das Kind als eine schwere Beeinträchtigung seiner Beziehung zur Mutter. Von besonderer Wirkung sind die Verbote, die aktiv von der Mutter gegeben werden. So ist es ja meist die Mutter, die gegen die Masturbation des Kindes einschreitet, weil sie viel leichter Gelegenheit hat, sie zu entdecken. Gegen das Verbot der Onanie entsteht im Kinde eine heftige Auflehnung, die von intensiven Haßgefühlen und Trotzbereitschaft begleitet ist. Notwendigerweise werden gerade die aktiven Strebungen gegen die Mutter enttäuscht. Das Kind möchte auch gerne an der Mutter die Verrichtungen aktiv ausführen, die es von der Mutter in der Pflege erleidet, ein Triebstreben, dem die Enttäuschung unausbleiblich ist, und das im Kind-Puppenverhältnis nur teilweise seine Befriedigung findet.

Aber all das, das in der gleichen Weise für das männliche Kind wie für das weibliche gilt, könnte die positive Beziehung zur Mutter nicht untergraben, käme nicht noch ein folgenschwerer Umstand hinzu, der diese bereitliegenden negativen Reaktionen erst zur Auslösung bringt, indem er sie in eine losbrechende Haßwelle gegen die Mutter mitreißt. Diesen Umstand, der der zweiten Gruppe von Ursachen für die Mutterlösung zugrunde liegt, näher zu erläutern, müssen wir uns das über die vor der Ödipusphase geübte Onanie des Knaben Gesagte auch für das Mädchen geltend in Erinnerung bringen. Der Lustwert der Klitoris wird früh entdeckt. Dafür sorgen die zahlreichen Reizungen, die die Sekrete — der Urin, die Schleimabsonderung des Genitales — und deren Zersetzungsprodukte bringen. Auch die Reinigungsprozeduren, das Waschen und Einpudern und kleine Entzündungen mit ihrem Juckreiz machen das kleine Mädchen auf den Lustwert dieser Stelle aufmerksam. Die Onanie geschieht zunächst wohl als eine objektlose körperliche Befriedigung ohne besonderen psychischen Inhalt. In der phallischen Phase tritt die Onanie in Verbindung mit den aktiven, zum Teil sadistischen Wünschen des kleinen Mädchens der Mutter gegenüber. Wir betonen nochmals, daß in ihrer psychosexuellen Bedeutung und in ihrer Fähigkeit zur Erregung und Lustabfuhr die Klitoris dem Penis des Knaben in dieser Phase völlig gleichwertig ist.

Und nun macht das kleine Mädchen, neugierig in sexueller Hinsicht und aufmerksam auf die Genitalien der Gespielen, eine folgenschwere Entdeckung. Sie nimmt bei irgendeiner Gelegenheit das viel größere genitale Lustorgan des Knaben, den Penis, wahr, und „ist im Nu fertig mit ihrem Urteil und ihrem Entschluß. Sie hat es gesehen, weiß, daß sie es nicht

hat, und will es haben“<sup>1</sup>. Die Schuld aber daran, daß sie selbst ein solches Organ wie der Knabe nicht besitzt, gibt sie der Mutter. Auch mit diesem Urteil ist sie rasch fertig, indem die erwähnten angebahnten Haßregungen dieses Urteil bestimmen. „Die Mutter hat mich so gemacht, wie ich bin, und ihr habe ich meine Penislosigkeit zu verdanken“ lautet etwa die Formel für diese Reaktion. Ziemlich jäh rückt sie von der Mutter ab und neben die zärtliche Beziehung, soweit sie zum Teil bestehen bleibt, tritt eine deutlich feindselige und aggressive Haltung. Ein zweites Moment tritt hinzu, welches die Beziehung zur Mutter verschlechtert. Das kleine Mädchen, das bisher an lebhafter Intelligenz und Selbstsicherheit, rascher Auffassung und psychischer Aktivität die Knaben oft übertroffen hat, beginnt, lebhaftere Minderwertigkeitsgefühle zu entwickeln, die von der konstatierten Minderwertigkeit seines Genitales ausgehen. Gleichzeitig und damit im Zusammenhang aber dehnt sich die Beurteilung „minderwertig“ auf alle Personen weiblichen Geschlechtes aus. Weiblichen Geschlechtes ist aber auch die Mutter und diese Tatsache zieht ihr eine beträchtliche Entwertung und Geringschätzung von Seiten der kleinen Tochter zu. So untergräbt die Beobachtung der eigenen Penislosigkeit in zweifacher Wirkung die gute Beziehung zur Mutter.

Beide Reaktionen auf die eigene Penislosigkeit sind an Töchtern im Verhältnis zur Mutter bis in die Erwachsenenheit beobachtbar. Wie oft findet man, daß eine Tochter alles, was sie an sich als minderwertig betrachtet, was ihr zum Fortkommen fehlt, was ihrer Intellektualität an Konkurrenzfähigkeit mit dem Manne nach ihrer Meinung mangelt, der Mutter als Schuld zuschiebt. Oft resultiert daraus ein schlechtes, ganz häßliches Verhältnis zur Mutter, die sich vergeblich bemüht, der Tochter alles erdenklich Gute zu tun, um die Beziehung zu bessern. Aber dies ist erfolglos, denn der Haß speist sich aus einer Schichte des Unbewußten, in die die Güte und Liebe der Mutter nicht mehr hinreichen, er kommt aus jener Kinderzeit, in der die Entdeckung der eigenen Penislosigkeit den heftigsten Vorwurf gegen die Mutter verursacht hat. Und wieder in anderen Fällen beobachtet man, daß Töchter bis zur Urteilsfähigkeit des Erwachsenen herauf für ihre Mutter einfach, weil sie eine Frau ist, grenzenlose Verachtung hegen, und eine Art von Verachtung, bei der man aus der Geringfügigkeit der angeblichen Gründe, aus denen sie Nahrung zieht, schon vermuten kann, daß ihr die heftigsten affektiven Ursprünge zugrunde liegen. Hand in Hand geht damit häufig eine grenzenlose Bewunderung für den Vater, im weiteren für alles Männliche überhaupt und dies allein schon offenbart uns, daß der Grund für dieses Verhalten einfach in dem überschätzten Stückchen Mehr liegt, mit dem das Männliche ausgestattet ist.

Die hauptsächlichsten fünf Gründe für die Verschlechterung der Beziehung zur Mutter, die Enttäuschung der kindlichen Liebestrebungen, die Eifersucht auf andere Personen und Geschwister, die Auflehnung gegen die Ver-

1) Freud: „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds“, Ges. Schr. Bd. XI, S. 13.

bote zusammen als erste Gruppe, die Schuld an der Penislosigkeit und die Verachtung wegen der Weiblichkeit als zweite Gruppe haben wir damit genannt.

Die Wirkungen, die die Entdeckung der eigenen Penislosigkeit außerdem noch auslöst, sollen nun im folgenden dargestellt werden; diese Wirkungen sind nämlich nicht nur für die Lösung von der Mutter, sondern auch für die Etablierung der erotischen Beziehung zum Vater, also für die Konstituierung des Ödipuskomplexes überhaupt von einschneidender Bedeutung.

Zunächst ist das kleine Mädchen in seinem Stolz und in seiner Selbstliebe bitter gekränkt in dem Gefühl, es mit dem Knaben nicht aufnehmen zu können. Es rückt im Laufe der folgenden Zeit häufig von der Onanie ab, weil ihm der Vergleich mit dem männlichen Glied und die Empfindung, kein dem Knaben gleichwertiges Lustorgan zu besitzen, die Onanie verleidet. Auf die Änderung der Phantasieinhalte der Onanie, soweit sie doch noch geübt wird, wollen wir später noch zu sprechen kommen. In pathologischen Fällen geht diese Verdrängung der Lustbetätigung am Genitale soweit, daß das Mädchen sich überhaupt von allem Sexuellen in seinem Bewußtsein zurückzieht, woraus eine ernste Sexualstörung im Sinne einer Frigidität oder einer sexuellen Anästhesie in der sexuellen Reifezeit resultieren kann. Jedenfalls aber werden im Normalfalle die aktiven, genital-sadistischen Triebziele durch den Penismangel unbrauchbar. Es gibt nun, wenn Triebziele aktiver Art unbrauchbar, weil unerreichbar sind, einen oft begangenen Weg, der den Trieb doch zur Abfuhr bringt, und das ist die Verkehrung ins Gegenteil. Es wird anstatt des aktiven Zieles ein passives gewählt, und die Befriedigung durch die Erreichung dieses passiven Zieles gefunden. Und so nehmen auch die sexuellen Strebungen des kleinen Mädchens, die bisher aktiver, sadistischer, mannlicher Art waren, eine Wendung in das Passive, Leidfreudige; was aktives, nach außen gerichtetes Triebziel war, kehrt sich nun gegen die eigene Person. Als Objekt dieser passiven masochistischen Triebstrebungen aber wird die aktivste Persönlichkeit der Familie gewählt, nämlich der Vater. Der Vater wird also der aktiv-sadistische Partner der nunmehr passiven, zum Teil masochistischen Sexualstrebungen. Damit ist der Ödipuskomplex bereits eingeleitet.

Diese Wendung der aktiven Sexualstrebungen ins Passive, die Helene Deutsch mit dem glücklichen Namen „Passivitätsschub“ belegt hat und die für die Entwicklung der Weiblichkeit von enormer Wichtigkeit ist, birgt andererseits Gefahren gerade für diese Entwicklung zur Weiblichkeit. Waren nämlich die aktiven Strebungen infolge reichlicher Beimengung aus der sadistisch-analen Organisation besonders grausam und mit großen Quantitäten von Zerstörungs- (Destruktions-) Lust gemischt, so wird die Wendung der Aktivität ins Passive für das Ich gefährlich. Denn mit der Wendung der Wünsche ins Passive erhält auch die Zerstörungslust ein negatives Vorzeichen, d. h. sie wendet sich gegen die eigene Person und die Wunschziele werden dementsprechend masochistisch. Die Inhalte dieser Wünsche sind dann: grausam behandelt, geschnitten, zerfleischt, blutig

malträtirt zu werden. Alle diese Inhalte treten in Verbindung mit genitalen Wünschen auf, da ja das Genitale, zunächst sogar noch die Klitoris als Hauptsitz der sexuellen Erregung fungiert. Vom Passivitätsschub her erhalten in der Folge die meisten genitalen Vorgänge der Frau im Unbewußten das Blutig-masochistische, das ihnen so häufig anhaftet und das so oft neurotische Reaktionen auf diese Vorgänge veranlaßt. Die erste Menstruation insbesondere, aber auch jede folgende, die Defloration, die Geburt, der Eintritt ins Klimakterium, ja auch der Sexualakt selbst werden damit im Unbewußten vielfach zu grausamen, blutig passiven Erlebnissen für die Frau. Hierin, in dieser allzu großen unbewußten Erlebnisbereitschaft für das Grausam-blutig-passive liegt eine große Klippe für die Entwicklung zur Weiblichkeit, deren genaue Kenntnis und Würdigung wir vor allem Helene Deutsch verdanken; wir wollen noch auf diese Schwierigkeit zu sprechen kommen. Andererseits freilich ist eine mäßige masochistisch-passive Triebgrundlage die Voraussetzung für eine geordnete weibliche Sexualfunktion.

Die Wendung ins Passive, der Passivitätsschub, gehört zu den wichtigsten Folgen der Entdeckung der eigenen Penislosigkeit. Durch ihn wird der Vater zum aktiven Partner im Inhalt der sexuellen Wünsche, in ihm erhält die gesamte Sexualität des Mädchens die entscheidende, spezifisch weibliche, passive, masochistisch gefärbte Prägung.

Noch ein Moment, das aus der Beobachtung der eigenen Penislosigkeit stammt, führt die Sexualwünsche des kleinen Mädchens entscheidend in die Richtung gegen den eigenen Vater. Der Verzicht auf den Penis gelingt durch die Wendung ins Passive nicht völlig, die Hoffnung auf ihn wird nicht ganz aufgegeben, im Gegenteil, sie besteht als eine starke Strebung der weiblichen Seele weiterhin. Aber der Wunsch verschiebt sich auf ein neues Objekt, daß den Penis ersetzen soll, auf das Kind. Es wird also an Stelle des Penis ein Kind gewünscht, ein entscheidender Schritt aus der Reaktionsreihe, die wir als Männlichkeitskomplex bezeichnen, in die Weiblichkeit. Hierin liegt die Möglichkeit einer weitgehenden Identifizierung mit der Mutter, vor allem aber auch ein neuer Anlaß für die Wendung der Liebestrebungen und sexuellen Wünsche zum Vater. Denn das Kind ahnt in dieser Zeit bereits die Rolle, die der Vater beim Kinderkriegen innehat. Es hat nächtliche Szenen zwischen den Eltern belauscht, die es sich allerdings blutig und grausam mißdeutet, und bringt sie instinktiv mit der Kindzeugung in Zusammenhang. Und der Wunsch, ein Kind als Ersatz für den so heiß verlangten Penis zu bekommen, läßt von einer neuen Seite her in dieser Absicht das kleine Mädchen seine sexuellen Wünsche auf den Vater richten. Die Mutter, der der Vater das Kind ja gegeben hat und immer aufs neue geben kann, wird auch von diesen Wünschen her zur feindseligen Rivalin.

Fassen wir die Folgen der Penisbeobachtung, also der Entdeckung der eigenen Penislosigkeit durch das Mädchen, zusammen.

1. Das Mädchen macht die Mutter für diesen Mangel verantwortlich und rechnet ihn ihr aufs übelste an;

2. die penislosen Geschöpfe werden verachtet, die Mutter inbegriffen. Beide vorgenannten Folgen verschlechtern die Beziehung zur Mutter;

3. das Mädchen rückt von der aktiv gerichteten, phallischen Onanie ab, weil es narzißtisch gekränkt ist, es mit dem Organ des Knaben nicht aufnehmen zu können;

4. die aktiven Strebungen werden ins Passive, Masochistische gewendet, wobei der Vater als aktiver Sexualpartner gewünscht wird;

5. die narzißtische Besetzung gleitet vom Penis auf das gewünschte und phantasierte Kind über, es tritt also der Kindeswunsch ein; der Vater wird als Zeuger des Kindes zum Liebesobjekt genommen. Die Folgen 4 und 5 führen dazu, daß der Vater das Objekt der sexuellen Strebungen wird.

Wir können sagen, daß die Entdeckung der eigenen Penislosigkeit in ähnlicher Weise umschichtend auf die libidinösen Einstellungen und auf den gesamten Libidohaushalt des kleinen Mädchens wirkt, wie dies die Kastrationsdrohung für den Knaben tut. Wir rechnen nun den Penisneid und das Gefühl der eigenen Benachteiligung am Genitale zum Kastrationskomplex, denn wir definieren als Kastrationskomplex die Summe der stark affektbesetzten Vorstellungsgruppen, die mit dem drohenden oder vermeintlich vollzogenen oder gewünschten Verlust des phallischen Organs zusammenhängen.

So kann Freud die Beziehung zwischen Kastrationskomplex und Ödipuskomplex im Vergleich von Knaben und Mädchen wie folgt definieren: „Während der Ödipuskomplex des Knaben am Kastrationskomplex zugrunde geht, wird der des kleinen Mädchens durch den Kastrationskomplex ermöglicht und eingeleitet“<sup>1</sup>. Daraus allein schon ergibt sich die zeitliche Differenz in der Etablierung des Ödipuskomplexes für Knaben und Mädchen, indem beim Mädchen erst die der phallischen Stufe folgende Periode für den Ödipuskomplex geeignet ist, während der Knabe den Ödipuskomplex in der phallischen Stufe erlebt und ihn mit dem Aufgeben der phallischen Onanie aus Kastrationsangst verdrängt.

Das Mädchen übt die phallische Onanie wohl noch eine Zeitlang weiter, aber ohne die phallischen Tendenzen der Eroberung und des Eindringens, sondern mit passiven, masochistischen Wünschen, die dem Vater gelten. Es bleibt also zunächst die Klitoris noch das Exekutivorgan auch der passiven Wünsche, und auch die Wünsche nach grausamen Erleidungen beziehen sich zunächst noch auf die Klitoris als sexuelle Erregungsquelle, bis die vermeintliche Minderwertigkeit des Organs die Aufgabe der Klitoris onanie allmählich veranlaßt, was übrigens nicht immer der Fall sein muß. Die Entdeckung der Scheide als Lustorgan geschieht, wenn nicht besondere Verführungen auf diese Zone aufmerksam machen, im allgemeinen erst nach dem ersten Koitus, also in Verbindung mit der Defloration. Auch da hat die Klitoris noch die Funktion des „Kienspans“ (Freud), der die vaginale Erregung zu entflammen hat.

1) Freud: „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds“, Ges. Schr. Bd. XI, S. 17.

Während also der Ödipuskomplex des Knaben am Kastrationskomplex zugrunde geht, leitet der des Mädchens den Ödipuskomplex erst ein, indem er 1. die negativen Strömungen gegen die Mutter aktiviert, 2. den Kinderwunsch verursacht, und 3. die Wandlung von der Aktivität in die Passivität inauguriert.

Daß die Beziehung zum Liebesobjekt der Ödipussituation für das Mädchen eine sekundäre Bildung ist, nicht wie für den Knaben eine primäre, läßt sich nicht selten an der Beziehung des Mädchens zum Vater und zu seinen Ersatzobjekten konstatieren. Vielfach sind starke orale Züge in diese Beziehung eingetragen, die als Übertragung der oralen Beziehung zur Mutter zu werten sind. Die symbolische Gleichung Penis=Mutterbrust wird dabei häufig als Brücke für die Verschiebung dieser Wünsche auf den Vater resp. Mann benützt; so reagieren hysterische Mädchen in typischer Weise auf die sexuelle Annäherung des Mannes mit Übelkeit und Erbrechen als Ausdruck der Abwehr oraler Wünsche, die im tiefsten Ursprung der Mutterbrust gegolten haben. Auch die quälerische, vorwurfsbereite Haltung, die manche Frauen ihrem Gatten gegenüber einnehmen, ist eine Transponierung der schlechten Beziehung zur Mutter auf den Gatten. Wo eine besonders intensive, schwer lösbare Beziehung zum Vater besteht, ist ihr regelmäßig eine solche intensive Beziehung zur Mutter vorausgegangen. Freud gebraucht neuestens für die Übertragung der Beziehung zur Mutter auf den Vater das treffliche Wort „Überschreibung“. Es stammt wohl aus der Juristensprache und wird dort etwa für grundbücherliche Eintragsänderung auf einen neuen Besitzer gebraucht. Es ist das alte Gut geblieben, nur der Besitzer hat gewechselt und die Spuren des früheren Besitzers sind noch deutlich an diesem Gut erkennbar. So ist es mit der Überschreibung der Beziehung zur Mutter auf den Vater bei der Konstituierung des Ödipuskomplexes.

Während nun der Knabe mit dem Auftauchen der Kastrationsangst den Ödipuskomplex jäh abbricht, so daß es ziemlich vehement zur Errichtung des Über-Ichs kommt, das in kurzer Zeit relativ konsolidiert ist, gleitet gerade am Kastrationserlebnis das Mädchen erst in den Ödipuskomplex hinein. Der große Anlaß zur Zertrümmerung des Ödipuskomplexes beim Knaben, die Entwicklung der Kastrationsangst, fällt aber damit für das Mädchen weg. Es ist nun unsere Aufgabe, darzustellen, aus welchen Motiven und in welcher Form das kleine Mädchen den Ödipuskomplex verläßt.

Was veranlaßt das Mädchen, die Ödipussituation zu verlassen? Freud gibt zunächst die Auskunft, daß er gar nicht immer so rasch verlassen werde. Er klingt vielmehr langsam aus, ja, bleibt oft bis in späte Zeiten erhalten, ist an Mädchen, die sich der Erwachsenenheit nähern, viel häufiger zu konstatieren als an Knaben der gleichen Zeit. Als Gründe für das endliche Verlassen des Ödipuskomplexes nun nennt Freud die *Enttäuschungen*, die das Mädchen in der Ödipussituation erfährt. Die sexuellen Wünsche werden nicht erfüllt, das als Ersatz für den Penis so heiß ersehnte Kind bleibt aus, und aus diesem Grunde rückt das Mädchen langsam und all-

mählich von seinem Liebesobjekt ab. Als Ergänzung hat Helene Deutsch einige weitere Motive genannt, die in der Ursachenreihe für das Aufgeben des Ödipuskomplexes eine wichtige Rolle zu spielen scheinen. Es sind dies das Schuldgefühl und die Folgeerscheinungen der Wendung ins Masochistische.

Nach Helene Deutsch ist die Genese des Schuldgefühls in der Ödipusphase an zwei Stellen einzusetzen. Zunächst knüpft sich das Schuldgefühl an die phallische Onanie. Die Entdeckung der Penislosigkeit läßt das kleine Mädchen glauben, daß seine Onanie eine so schwere Strafe, wie es der Penisverlust ist, nach sich gezogen habe. Es meint also, seiner Onanie wegen habe es den Penis verloren. Diese assoziative Verbindung von Onanie und Strafe wirkt onaniehemmend oder erzeugt, wenn die Onanie weiter geübt wird, heftiges Schuldgefühl. Andererseits verstärkt das Aufgeben der Onanie das Schuldgefühl dadurch, daß die aktiv-sadistischen Strebungen, mit denen ja die Onanie zunächst verknüpft ist, in destruktive Triebäußerungen gegen die eigene Person sich wandeln, die sich dem Schuldgefühl beifügen. Sekundär ist dieses Schuldgefühl dann an der Aktivierung des Passivitätsschubs beteiligt, indem es das masochistische Verhalten des Ichs begünstigt.

Das zweite Moment, das zur Entwicklung von Schuldgefühl Anlaß gibt, besteht nach Helene Deutsch in der Feindseligkeit gegen die Mutter. Die Mutter war ja bis zum Eintritt in die Ödipussituation geliebtes Objekt. Reste dieser positiven Beziehung erhalten sich natürlich auch in die Ödipuszeit. Diese positiven Gefühle für die Mutter sind stark genug, den negativen Regungen gegen die Mutter allmählich entgegenzutreten und sie hintanzuhalten. Nun liegt es im Wesen des Ödipuskomplexes, daß positive Strebung gegen den einen Elternteil und negative gegen den anderen unlösbar verknüpft sind und nicht getrennt werden können. Eine Liebesbeziehung zum Vater ist innerhalb des Ödipuskomplexes unmöglich ohne eine gleichzeitige Feindseligkeit gegen die Mutter; das eben macht ja den Ödipuskomplex aus. Wenn die Reste der guten Beziehung zur Mutter allmählich die negativen Strebungen gegen sie in Schach zu halten vermögen, andererseits jede Liebesregung zum Vater den Wunsch nach der Mutterbeseitigung notwendig in sich schließt, müssen eben beide Strebungen des Ödipuskomplexes aufgegeben werden, da die negative gegen die Mutter im Inneren nicht geduldet wird. So führt das Schuldgefühl des Mutterhasses wegen zum allmählichen Verlassen der Liebeseinstellung gegen den Vater.

Wir haben von der Gefahr, die die Wendung ins Masochistische für die Entwicklung zur Weiblichkeit mit sich führt, schon gesprochen. Je aktiver und sadistischer die Beziehung des Mädchens zur Mutter war, umso masochistischer wird ihre Verkehrung ins Gegenteil ausfallen. Das Ich aber hat Angst vor den masochistischen Wünschen des Es, weil ja der Inhalt dieser Wünsche eine Zerstörung oder Verletzung, jedenfalls Destruktion der eigenen Person ist. Und diese Angst des Ichs vor der passiv-



masochistischen Haltung im Ödipuskomplex trägt ebenfalls zur Verdrängung des Ödipuskomplexes bei. In pathologischen Fällen erfolgt eine Regression zur Mutterbeziehung aus Angst vor der masochistischen Beziehung zum Vater; es ist dies eine der möglichen Ursachen der weiblichen Homosexualität. In anderen Fällen resultiert aus dieser Angst eine Fehlidentifizierung mit dem aktiven Vater, also jene unweibliche Einstellung der Frau, die wir als durch den Männlichkeitskomplex verursacht kennen.

Wir sehen also, daß eine Reihe von Gründen vorliegt, durch die wir uns das Aufgeben des Ödipuskomplexes beim Mädchen veranlaßt denken. Wir müssen uns diese Gründe im jeweiligen Fall mit verschiedener Intensität, aber immer gleichgerichtet wirksam vorstellen.

Aus den verdrängten Ödipusbeziehungen geht nun ebenso beim weiblichen wie beim männlichen Kind das Über-Ich hervor. Für die Bildung des Über-Ichs kann es gewiß nicht gleichgültig sein, in welcher Form der Ödipuskomplex verlassen wird. Wir bringen die Strenge und Unerbittlichkeit des männlichen Über-Ichs mit dem raschen Untergang des Ödipuskomplexes beim Knaben in Zusammenhang. Sachs spricht vom drohenden Charakter des männlichen Über-Ichs, den es im Zusammenhang mit der Kastrationsangst erhalte<sup>1</sup>, und in der Tat ist das Über-Ich der Frau anders geartet als das männliche. Freud spricht von einem Unterschied im Niveau des Sittlich-Normalen zwischen Mann und Frau. Das Über-Ich der Frau sei nie so unerbittlich, persönlich unabhängig von seinen affektiven Ursprüngen wie beim Manne. Daraus entspringe das geringere Rechtsgefühl, die schwächere Neigung zur Unterwerfung unter die großen Notwendigkeiten des Lebens. Frauen sind affektiver, strenger logischer Konsequenz weniger geneigt, sie beharren hartnäckiger auf ihren Wünschen entgegen den strengen Forderungen des Realitätsprinzips als Männer. Denn die geschilderten Eigenschaften und Einstellungen hängen in ihrer Exaktheit, Genauigkeit und strengen Einhaltung von der Solidität und vom Energieausmaß des Über-Ich ab. Das langsame Verlassen des Ödipuskomplexes läßt auch die daraus entstehende Bildung, das Über-Ich, schwankender, energieweicher werden. Das gilt freilich nur als grober Durchschnittsbefund und gestattet reichlich Ausnahmen für den Einzelfall.

Das Über-Ich des Mädchens entsteht im übrigen sowie beim Knaben, aus den aufgegebenen Objektbeziehungen des Ödipuskomplexes. Über die genaueren Vorgänge dieser Bildung sind wir noch nicht allenthalben orientiert. Nach Helene Deutsch wird zunächst die aktive Strebung der phallischen Onaniephase, die auf Grund gleichgerichteter Ansprüche gegen die Mutter eine Identifizierung mit dem Vater bedingt, nicht völlig ins passive verkehrt, sondern ein Teil wird nach Aufgabe der aktiv-phallischen Onanie desexualisiert und auf die höhere Stufe der Über-Ich-Bildung gerückt. Die männlich-sublimierenden Forderungen des väterlichen Ideals

<sup>1</sup>) Hanns Sachs: „Über einen Antrieb bei der Bildung des weiblichen Über-Ichs“, Intern. Zeitschr. f. Psa., Bd. XIV, 1928.

werden damit ins Über-Ich aufgenommen und es resultiert daraus der männlich-aktive, tätige Leistung auf intellektuellem, kulturellem, sozialem Gebiet fordernde Anteil des Über-Ichs. Bei Frauen, die einer inneren, strengen, unerbittlichen Forderung entsprechend männlich gerichtete Berufe wählen und diese in äußerster Pflichttreue mit vollwertigen Leistungen erfüllen, überwiegt dieser männlich-aktive Teil der Über-Ich-Bildung. Entsprechend dem Objektwechsel aber ist auch das Über-Ich der Frau wie doppelt angelegt. Der zweite Teil entstammt der Beziehung zur Mutter, resp. der Identifizierung mit ihr auf der erhöhten Stufe des Über-Ichs nach Aufgabe der ambivalenten Einstellung zur Mutter. Sein Inhalt sind die Forderungen der idealisierten Mutterschaft. Die Idealforderungen der reinen, madonnenhaften Mütterlichkeit und die den Frauen unserer Kulturkreise zukommende besondere Sexualmoral und Sexualhemmung entstammen dieser Introjektion der idealisierten Mutter in die Über-Ich-Bildung.

Die genaueren Ansichten der verschiedenen Autoren über die Teilvorgänge bei der Über-Ich-Bildung der Frau, die nicht völlig harmonieren und jedenfalls die Undurchsichtigkeit und Unzugänglichkeit der damit verknüpften Vorgänge bezeugen, fällt wohl außerhalb des Rahmens dieser mehr didaktisch gedachten Ausführungen.

Wir hoffen, daß es uns in diesen Ausführungen gelungen ist, der Scylla der allzugroßen Vereinfachung sowohl wie der Charybdis der allzugroßen Komplikation, wie sie bei exakterer Darstellung unvermeidlich wäre, zu entgehen. Wenn die weibliche Entwicklung in dieser Darstellung kompliziert genug erscheint, daß man daraus ersehen kann, welche Schwierigkeiten sich der normalen Entwicklung zur vollen Weiblichkeit entgegenstellen und um wieviele leichter dadurch die Frau der Neurose verfällt, und wenn die Entwicklung als solche doch als ein verständliches Geschehen dem Leser sich geboten hat, so glauben wir die Aufgabe dieser Abhandlung erfüllt.

#### L i t e r a t u r :

Helene Deutsch: „Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen“. Int. psych. Verl. Wien, 1925.

— „Der feminine Masochismus und seine Beziehung zur Frigidität“. Int. Ztschr. f. Psa., XVI, 1930.

— „Über die weibliche Homosexualität“. Int. Ztschr. f. Psa., XVIII, 1932.

Sigmund Freud: „Der Untergang des Ödipuskomplexes“. Ges. Schr., Bd. V.

— „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds“. Ges. Schr., Bd. XI.

— „Über die weibliche Sexualität“. Int. Ztschr. f. Psa., XVIII, 1932.

Jeanne Lampl-De Groot: „Zur Entwicklungsgeschichte des Ödipuskomplexes der Frau“. Int. Ztschr. f. Psa., XIII, 1927.

J. Hárník: „Schicksale des Narzißmus bei Mann und Weib“. Int. Ztschr. f. Psa., IX, 1923.

Carl Müller-Braunschweig: „Zur Genese des weiblichen Über-Ichs“. Int. Ztschr. f. Psa., XII, 1926.

Hanns Sachs: „Über einen Antrieb bei der Bildung des weiblichen Über-Ichs“. Int. Ztschr. f. Psa., XIV, 1928.

## BERICHTE

### Erziehung im Kindergarten

*Am 4. Mai d. J. hielt Anna Freud in der Vollversammlung des Fachvereins der Wiener städt. Kindergärtnerinnen einen Vortrag, über den der Ztschr. f. päd. folgender Bericht zuzug.*

Anna Freud betonte einleitend, daß sie diesmal nicht ein theoretisches Spezialgebiet besprechen, sondern von praktischen Fragen ausgehen wolle, die ihr bei verschiedenen Gelegenheiten von Kindergärtnerinnen gestellt worden seien. Solche Fragen wären z. B. gewesen: „Wann ist eine Gruppe ordentlich? Wenn alles wie am Schnürchen geht, tadellose Ruhe und Ordnung herrscht?“ Oder „Ist eine gewisse Unordnung natürlich und der Beweis, daß die Kindergärtnerin sich bemüht, der Individualität des einzelnen Kindes zu folgen?“ „Darf man verbieten?“ „Soll jedes Kind sich seine Beschäftigung frei wählen oder soll das Kind lernen, beiseitezuschieben, was es will und in der Gruppe mitzutun?“ Alle diese und ähnliche Fragen, meinte Anna Freud, lassen sich bei genauerer Betrachtung auf zwei Fragen reduzieren, die dann lauten: „Sind unsere Kindergärten dazu da, damit das Kind endlich einen Ort hat, wo es sich frei ausleben kann?“ Oder „Sind unsere Kindergärten der Platz, wo das Kind Einschränkungen zu erlernen hat?“

Die Beantwortung dieser beiden Fragen erfordert, daß wir uns die Erziehungsaufgabe jenes Lebensabschnittes ansehen, den das Kind im Kindergarten verbringt. Diese Aufgabe ist bestimmt durch ihren Ausgangs- und Endpunkt. Das zweieinhalbjährige Kind ist schlimm, es spuckt, kratzt, beißt, — kurz, es folgt allen seinen Trieben, es ist völlig von seinen Triebregungen beherrscht. Das sechsjährige Kind dagegen ist brav, es ist auf kollektive Arbeit eingestellt, es will wissen, was es tun darf und was nicht. Der Weg von der Triebhaftigkeit des kleinen Kindes zur Triebbeherrschung des sechsjährigen Schulkindes stellt die Erziehungsaufgabe des Kindergartens dar. Bei dieser Klarstellung angelangt, erklärte Anna Freud, daß sie wohl wisse, daß diese Aufgabe des Kindergartens seit langem festgesetzt sei. Der Kindergarten war sich seiner Aufgabe, triebhemmend zu wirken, immer bewußt und habe diese Aufgabe vollauf erfüllt. Erst seit kurzer Zeit würden Zweifel an dieser Aufgabensetzung laut und diese Zweifel gingen von den Erkenntnissen der Psychoanalyse aus, welche immer mehr beweise, daß sie ein Recht habe, die Kindergärtnerinnen an ihrer Aufgabe irrezumachen und zu zeigen, daß Triebeinschränkung allein als Erziehungsziel nicht genüge, ja vielmehr, daß eine Erziehung, die nur darauf gerichtet sei, die Triebhaftigkeit des Kindes zu bekämpfen, auf diesem Wege vieles mitreißt und zum Untergang bestimme, was weiterleben sollte. Es ist nicht schwer, ein Kind zur Triebeinschränkung zu bringen, man muß dem Kinde nur Angst einjagen oder ihm drohen, es nicht mehr liebzuhaben — nur ist der Erfolg dann ein zu weitgehender; es wird nicht nur aus dem schlimmen ein braves Kind, sondern auch aus dem gescheiterten ein dummes, aus dem lustigen ein gedrücktes, aus dem geschickten ein ungeschicktes Kind. So wird das Ziel zu teuer erkaufte. Die Erziehung muß wohl triebeinschränkend bleiben, aber triebeinschränkend im notwendigen Ausmaß und ohne daß dadurch die

Persönlichkeit des Kindes, seine Freude an der Arbeit, seine guten Beziehungen, seine Heiterkeit, seine Klugheit gestört werden.

„Mit Recht“, sagte Anna Freud, „werden Sie mich an dieser Stelle fragen: Wie macht man das aber, diese ideale Beziehung, wo man nicht zuviel und nicht zu wenig tut? Welches sind die Wege, die wir einschlagen, um unser Ziel zu erreichen? Die altmodische Erziehung kannte nur einen Weg: Niederhalten. Wie aber machen wir es, daß das Kind sich bemüht, so zu werden, wie wir es wollen?“

Die Antwort auf diese Fragen erhielt Anna Freud einmal von einem kleinen Patienten, mit dem sie sich darüber unterhielt, unter welchen Bedingungen er sich bemühen würde, etwas ganz besonders gut zu machen. Er antwortete ihr, es gebe zwei Fälle: Entweder jemand käme und drohe ihm, er würde eingesperrt, wenn er es nicht sehr schön mache oder aber, er wolle seiner Mutti eine ganz besondere Freude machen. Eine dritte Möglichkeit fügte Anna Freud hinzu: Die Bemühung aus Freude an der Sache, und sie führte diese dritte Möglichkeit dahin aus, daß diese Freude an der Leistung umso größer sei und umso leichter zu wecken wäre, je näher die Beschäftigung dem stehe, was das Kind ursprünglich triebhaft gewollt habe. Darauf seien auch die Erfolge der Montessori-Methode zurückzuführen, da es Montessori instinktiv gelungen sei, so viele Beschäftigungsmittel in Anlehnung an Triebwünsche des Kindes zu gestalten.

Die drei wirksamen Erziehungsmittel wären also: Angst, Liebe zu einer Person, Liebe zur Sache. In der modernen Erziehung versuchen wir die Angst so weit als möglich auszuschalten. Natürlich greifen die Erziehungswege ineinander. Ein Kind, das eigentlich ein anderes hauen will, läßt sich dahin ablenken, Nägel einzuschlagen. Und es läßt sich leicht ablenken, nicht nur, weil ihm diese Beschäftigung Freude macht, sondern auch, weil es weiß, daß das Nägeleinschlagen der geliebten Erzieherperson gefällt, das Schlagen eines Kameraden aber von ihr verurteilt wird. Auch bei der Ablenkung spielt also die Liebe zur Erzieherperson eine große Rolle.

Von der Besprechung der Erziehungsmittel leitete Anna Freud zum Begriff der Heilpädagogik über. Sie meinte, daß man in der letzten Zeit immer deutlicher unterscheide zwischen Kindern, die mit den vorher angegebenen Möglichkeiten erzogen werden könnten und Fällen, bei denen alle sonst üblichen Hilfsmittel versagen. Hier muß dann vor allem festgestellt werden, warum das Kind nicht erziehungsfähig ist und an welchem Punkt seine Entwicklung eine Störung erfahren hat. Man muß sich klar werden, daß in heilpädagogischen Fällen die Anwendung normaler Erziehungsmittel nichts nützt, sondern einzig und allein das Stück Erkenntnis, das uns erklärt, was das Kind erlebt hat. Anna Freud sagte: „Denken Sie an eine Maschine, die mit ein paar Handgriffen zu bedienen ist; es kann aber der Fall eintreten, daß die Handgriffe weiter richtig gemacht werden und die Maschine doch nicht funktioniert. Dann hilft es nichts, die sonst richtigen Handgriffe immer weiter zu wiederholen, sondern man muß nachschauen, wo der Fehler steckt. In diesem Vergleich liegt der Schritt von der Pädagogik zur Heilpädagogik.“

Anna Freud führte dann ein sehr eindrucksvolles Beispiel eines Knaben an, der sich im Kindergarten immer wieder naß machte. Alle sonst üblichen Erziehungsmittel, ein Kind sauber zu machen, halfen nichts, bis die Kindergärtnerin in einem Gespräch mit der Mutter des Kindes dessen Verhalten verstehen lernte. In diesem Gespräch hörte sie zu ihrer Verwunderung, daß das jetzt vierjährige Kind bereits mit zwei Jahren sauber gewesen sei und seine Sauberkeit erst nach einer Operation am Genitale eingebüßt hatte. Der Arzt hatte der Mutter damals eingeschärft, das Kind

an der operierten Stelle besonders rein zu halten und ihm nach dem Waschen immer die Haut zurückzuschieben, damit sie nicht wieder vorwachse. Aus dem Grausen und den Ekeläußerungen, die die Mutter noch bei der Schilderung dieser Manipulationen zeigte, verstand die Kindergärtnerin, daß die Frau den Auftrag des Arztes nur mit größtem inneren Widerstreben ausgeführt hatte und erhielt dies auch von der Mutter bestätigt. Nun verstand sie auch das Verhalten des Kindes. Das Kind machte sich nur dann naß, wenn es die Harnentleerung allein besorgen mußte. Ging eine Wärterin mit ihm und half ihm dabei, blieb es sauber. Das Kind hatte den Ekel der Mutter übernommen, es benahm sich so, wie es annehmen mußte, daß die Mutter es von ihm wünsche. Bei diesem Kind mußten Lob und Strafe wirkungslos bleiben; keine Blasen- oder Nierenuntersuchung hätte den wirklichen Sachverhalt erklären können. In diesem Fall half nur das eine: Das scheinbare Verbot des Berührens aufzuheben, vor allem die Mutter zu veranlassen, das Mißverständnis, das ihr Verhalten verursacht hatte, dem Kinde gegenüber aufzuklären. Dies ist auch geschehen und das Kind wurde nach kurzer Zeit sauber.

„Mit der Schilderung dieses Falles“, sagte Anna Freud, „habe ich Ihnen einen weiteren Erziehungsweg gezeigt: Eine Störung wird sehr oft dadurch behoben, daß wir dem Kind etwas aus seiner Vergangenheit mitteilen, wir sagen ‚deuten‘. Man darf vor diesem Wort nicht Angst haben und nicht denken, man müsse dabei aus seinen eigenen Gedanken etwas Geheimnisvolles herausfinden. Deuten heißt, sich sehr gut anschauen, was das Kind tut und ihm dann die nötigen Erklärungen geben. Wir brauchen diese Erklärungen in allen jenen Fällen, wo hinter den Aggressionen des Kindes, hinter seiner Schlimmheit Angst steckt und gerade diese Angst das Kind unfähig macht, sich ablenken zu lassen. Zum normalen Verhalten des Kleinkindes gehört, daß es gelegentlich rauft, kratzt, beißt, spuckt, mit Bausteinen wirft usw. Aber all das hat keinen sehr ernsthaften Charakter und geht selten so weit, daß die Kinder sich beschädigen. Meist lassen sich diese Aggressionen leicht bewältigen. Die Kinder, die hauen wollen, sind glücklich, wenn sie hämmern dürfen, die Kinder, die spucken, wenn sie Seifenblasen machen können usw. — bis eben auf vereinzelte Fälle, die so rauflustig sind, daß wir nichts mit ihnen anfangen können; sie sind beim Hämmern ebenso unbrauchbar wie beim Perlenauffassen, d. h. sie sind unablenkbar.“

Anna Freud schilderte dann aus ihrer Praxis solche aggressive Kinder, deren Aggressionen sich jedesmal als Antwort auf einen erlebten Schock und als Abwehrmaßnahme folgender Art erklärte: Ich bin gar nicht der, der Angst hat, ich benehme mich vielmehr so, daß die anderen sich vor mir fürchten müssen. Solche Schockwirkungen gingen einmal von einem betrunkenen Vater, ein andermal von einem unerwartet schmerzlichen Erlebnis beim Zahnarzt, ein drittesmal von einem Unfall und in einem vierten Fall von einem besonders strengen Lehrer aus. In jedem dieser Fälle übernahm das Kind die Rolle dessen, vor dem es die heftigste Angst empfand und gab sein Verhalten erst auf, nachdem es ihm als Abwehr gedeutet worden war.

Zum Schluß meinte Anna Freud, es werde vielleicht viele Zuhörer enttäuscht haben, daß auch sie verlange, daß man das Kind einschränken müsse. Viele Erzieher hätten das erste Mal von der Psychoanalyse erfahren, daß hinter dem Tun der Kinder, ja sogar hinter ihren Schlimmheiten Kräfte stünden, vor denen man Respekt haben müsse und die man nicht kurzerhand unterdrücken dürfe. Sie mißverstünden dies aber dann und dächten, daß man diese Kräfte nur wirken lassen müsse und selbst untätig zu bleiben hätte. Dies ist eine große Gefahr. Die Erkenntnis von Naturkräften hat nie so ausgesehen, daß der Mensch sie bestaunte, ihnen aber ruhig gestattete,

Nutzen und Schaden zu stiften. Die Erkenntnis des Blitzes als elektrische Kraft führte zur Erfindung des Blitzableiters. Und dies ist auch der Weg, zu dem die psychoanalytischen Erkenntnisse den Erzieher führen sollen: die Kräfte des Kindes kennenzulernen, sie zu achten und mit ihnen zu arbeiten, aber unsere Erkenntnisse über sie wieder dazu zu verwenden, sie beherrschen und lenken zu lernen, um sie so wieder der menschlichen Gesellschaft nutzbar zu machen.

Hedwig Schwarz.

## Bücher

**BÜHLER, CHARLOTTE:** „Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem“, 28 Abbildungen und 1 Tafel. 328 Seiten. Verlag S. Hirzel-Leipzig 1933. Geh. M 8.—, gebd. M 10.50.

Charlotte Bühler versucht aus dem Studium des Lebensablaufs und der Werkgestaltung einzelner Menschen zu erfassen, was Menschen „letzlich im Leben waren“, und wie bis zu diesem „Letzlichen“ hin ihre Ziele gestaffelt sind. Im allgemeinen vermeidet sie theoretische Erörterungen. Sie verwertet zur systematischen Ordnung ihres Materials Gesichtspunkte Karl Bühlers für die Kinder- und Jugendpsychologie. Ihr Material sind zweihundert Lebensgeschichten aus den letzten zwei Jahrhunderten des europäischen und amerikanischen Kulturkreises, vorwiegend der Literatur entnommen. Der Lebenslauf wird untersucht, auf typische Verhaltensweisen des Einzelnen im Aufbau und Abbau des Körpers und seiner Funktionen, ferner in seinem individuellen Verhalten und persönlichen Erleben und dann in seinem objektiven Ergehen und seiner Wirkung auf andere. Die biographischen und autobiographischen Daten werden nach „Dimensionen“ geordnet: Berufliche Tätigkeit, Eheleben, soziale Position, Auszeichnungen, die einer erwirbt oder verliert, die wesentlichen wirtschaftlichen Veränderungen des Lebens, bedeutsame Gemeinschaftsbildungen oder ihre Verluste, wie Liebesbeziehungen, Freundschaften, Partei- oder Vereinsbeziehungen, schließlich auch Taten und Werke. Die Hauptfrage lautet, ob bei Durchsicht von Lebensläufen sich etwas objektivieren ließe, was als „Bestimmung“ gelten dürfe. Darunter wird die Tatsache verstanden, daß Menschen nicht nur im Bewußtsein mit „etwas“ befaßt, gegenständlich gerichtet sind, sondern daß sie auch faktisch für „etwas“ da sind, da sein wollen, wirken und dasein zu müssen glauben.

Zur Charakterisierung der Methode sei folgende Stelle erwähnt: „Uns interessiert hier nicht, daß Humboldt, weil er ein Romantiker war, weil er aus der und der Familie stammte, weil er mit Goethe und Schiller in Kontakt kam, weil er ökonomisch so gestellt war, daß er sich ein relativ freies Leben erlauben konnte, weil er die und die Neigungen, die und die Gelegenheiten vorfand, nun diesen einen ganz bestimmten Lebenslauf führte, wie er als dieses Individuum oder er als Typus oder er als dieser Charakter oder er als Vertreter dieses Zeitalters, Kreises usw. es getan hat. Das heißt, uns interessiert an dieser Stelle weder das Individuelle, noch das Typologische als solches und auch nicht seine Genese, sondern uns interessiert Humboldt nur insoweit, als er eine allgemein menschliche Erfahrung in besonders ausgeprägter Weise erlebt und beschrieben hat, sodaß wir vermöge seiner die formale Struktur dieses Phänomens ganz besonders prägnant vor uns haben.“

An anderer Stelle heißt es: „Von der historischen Bedingtheit der Einstellung und Bestimmung des einzelnen Menschen können wir aber für unsere Untersuchung ebenso absehen wie von ihrer gelegentlich krankhaften Verursachung. Kommt es uns doch nur an auf die Feststellung dessen, was sich vorfindet, unbeschadet seiner Genese.“

Es soll der Anfang zu einer Typologie des Lebenslaufs gemacht werden, um später — in einem anderen Werk — theoretische Folgerungen zu ziehen. Bei Besprechung der Vorarbeiten weist Ch. Bühler auf Freud hin, von dem der erste Entwurf eine Theorie des menschlichen Lebens stamme auf Grund seiner systematischen Forschung der Verfehlungen des menschlichen Lebenslaufs. Die bearbeiteten Biographien enthalten wertvolles Material auch für den Psychoanalytiker. Genannt seien u. a. Mary Baker-Eddy<sup>1</sup>, Ernst von Brücke, Casanova, Goethe, Hebbel, Heine, Hölderlin, Kainz, Alexandra Kollontay, D. H. Lawrence, Leibniz, Lenin, Nansen, Nietzsche, Popper-Lynkeus, Rilke, Romain Rolland, J. J. Rousseau, Schopenhauer, Albert Schweitzer Tolstoi, Wilde.

Im Schlußkapitel vergleicht Ch. Bühler das Ergebnis der neuen Lebenslaufforschung mit dem Ergebnis der Phasenforschung Karl Bühlers. Sie schließt aus ihrem Material auf einen parallelen Vorgang zwischen Kindheit und Jugendentwicklung mit dem gesamten Lebenslauf. Charlotte Bühler sieht mehr als Vergleich und Analogisierung. Sie vermutet, daß die Komplikationen des Pubertätsalters durch das Ergebnis ihrer Forschung unserem Verständnis neu erschlossen würde. „Die V. Jugendphase, welche das 14. bis 19. Lebensjahr umfaßt, ist ja zugleich Ansatzstelle der II. Lebensphase, die meist zwischen dem 16. und 19. Lebensjahr anhebt. Es begegnen sich also in der V. Jugendphase die Tendenzen, die den Abschluß mit Kindheit und Jugend verkörpern, mit denen, welche bereits die II. Lebensphase anklingen lassen. So gehört z. B. das praktische Bedürfnis nach Bewährung und Leistung und die ersten persönlichen Bindungen an neue selbstgewählte Menschen in den Aufbau der II. Lebensphase, während der Versuch der theoretischen Überschau über Leben und Welt, Vorausblick und Rückblick in eigene Zukunft und Vergangenheit im Zuge der Ablösung von Kindheit und Jugend zu verstehen sind. Diese Interferenz, ja Kollision zwar fundamentaler Tendenzen des Lebensaufbaus erklärt uns die bisher noch nie völlig einsichtig und durchsichtig gewordene außerordentliche Komplikation des Pubertätsalters.“ Es wird dann folgende Hypothese aufgestellt: „Kindheit und Jugend stellen, wie schon häufig gesehen wurde, einerseits Rekapitulation der Phylogenese, andererseits jedoch prospektiv betrachtet, einen Entwurf des Lebens, also der Ontogenese dar. Kindheit und Jugend als Ganzes gesehen ist eine Vorwegnahme und ein provisorischer Aufriß des Lebens, dem das Leben als die definitive Ausführung folgt, unter Einbeziehung des Entwurfs als seiner Exposition.“

Es scheint dem Referenten, daß diese „neue Hypothese“ eigentlich nicht neu sei, zumindest eine Umschreibung eines Tatbestandes darstelle, der durch die Freud'sche Forschung schon Jahrzehnte zur Diskussion steht. Freud spricht nicht von prospektiv, wohl aber von determinierend. Vermutlich erfüllt sich die Hoffnung, die Bernfeld (Imago, XIII. Band) aussprach, daß die weitere Lektüre der Psychoanalyse — vielleicht zum eigenen Staunen der Autorin — weiter führende Übereinstimmungen mit Freud zeigen werden. Eine psychoanalytische Stellungnahme zum Buch muß hervorheben, daß in ihm — absichtlich — die mannigfaltigen individuellen Umstände der einzelnen Entwicklung der Persönlichkeit nicht zur Sprache kommen, und daß die Untersuchung allgemeine Erscheinungen und ihre rein formelle Struktur hervorhebt unter bewußter Vermeidung des genetischen Gesichtspunktes.

Mit großem Interesse erwarten wir das von Charlotte Bühler und ihren Mitarbeitern angekündigte weitere Material, auch die Folgerungen, die dann theoretisch

<sup>1</sup>) Wie Stefan Zweig in seinem Werk „Heilung durch den Geist“, nimmt auch Charlotte Bühler an, daß die Gründerin der „Christlichen Wissenschaft“ eine Hysterie aufwies. Genaueres Studium des verfügbaren Materials zeigt, daß es sich um eine Psychose gehandelt haben muß.

gezogen werden sollen. Wie die frühere Veröffentlichung der Autorin bringt auch die vorliegende wertvolle und reichhaltige Kasuistik, zum Teil auch Ergebnisse experimenteller Untersuchungen über Grenzfragen der Psychologie und der Biologie. Es seien nur hervorgehoben die Abschnitte über Plastizität und Alter, endogene und exogene Kurzleben, Fehlhandlung und Tod.

Meng

**THEODOR REIK, Nachdenkliche Heiterkeit. Internationaler psychoanalytischer Verlag in Wien. 1933, 123 Seiten.**

Schon Freud hat in seinem sonnigsten Buche — es entspricht ungefähr den „Meistersingern“ im Schaffen Richard Wagners — darauf hingewiesen, daß im Hintergrund des Witzes oft ihre dunkle Schwester, das Leid, steht. In Heines berühmtem Witz über die „famillionäre“ Behandlung des Hühneraugenoperators Hyazinth findet er die ernsthafte Bitterkeit, die den sich arm und verachtet fühlenden Verwandten quält (Ges. Werke IX, 15, 158), in den Judenwitzen die Anspielung auf das mannigfaltige hoffnungslose Elend der Juden (126), in einzelnen Grenzfällen des Witzes tief pessimistischen Zynismus (125). Wenn wir uns entsinnen, daß die ganz großen Witzbolde und Humoristen meistens unter Depressionen litten, so wird uns Freuds Entdeckung nicht befremden.

Reik weitet Freuds Forschungen im Geiste seines Meisters scharfsinnig und kühn aus. Der erste Teil seiner Schrift beschlägt das Grenzland des Witzes. Überzeugend begrüßt er im Witzigen den Kollegen, dessen seelenkundliches Wissen der akademischen Psychologie noch fehlt (9). Im witzigen wie im zwangsneurotischen Hohne läßt er die Ersparungstendenz und die unterdrückte Aggression eine partielle Befriedigung erhalten (22). Ironie und Sarkasmus deutet er als eine Art von Wortkannibalismus (25). Eine Gruppe von Witzen wird als ein unbewußter Besuch im Kinderland ausgewiesen (25); auch witziges Versprechen, dieser vertrakte Koboldstreich des Unbewußten, fällt unter diese Regression.

Die Überschrift des zweiten Abschnitts „Aus Scherz wird Ernst“ schildert die Erfahrung des Analytikers, während der Witzige und Witzempfänger umgekehrt Ernst in Scherz verwandelt. Als Motiv des Lachens, dessen man sich schämt, anerkennt Reik mit Freud die Tatsache, daß man durch die Verlockungsprämie der kleineren Lust an der Witztechnik innere Hemmungen überwinden und zu sonst unzugänglichen Lustquellen gelangen kann (45). Der Glaube an die Allmacht der Gedanken entpuppt sich als Werkzeug des Witzigen (49), wie auch Überraschung und Auslassung sich ihm dienstbar machen (58), wobei ein unbewußter Schrecken bewältigt wird. Im Judenwitz findet Reik gleich seinem Meister melancholische und manische Erscheinungen (79), die das Schicksal der Nation spiegeln, aber auch unbewußte Schuldgefühle ausdrücken können (86).

Vier Aufsätze (Das Unbewußte in der Zote, Die Zote in Goethes „Faust“, Der Tod und die Liebe, Humor und Gnade) werden unter dem Titel „Zwischen Schrecken und Gelächter“ (91—122) zusammengefaßt. Wenn die These, daß die fromme Schlußszene des „Faust“ hinter sublimsten Zielsetzungen eine unbewußte Wunschvision des greisen Dichters nach Erektion bringe (108), manche Leser in Entrüstung versetzen wird, so versöhnt dafür das Schlußkapitel über Humor und Gnade, welches letztere im Sinn einer Art von Selbstbegnadigung verstanden ist.

Das kleine Buch erfreut nicht nur durch die Aufdeckung wichtiger Gedankenarbeit und wertvoller biologischer Schutzfunktionen hinter der Lustwirkung des Witzes, sondern auch durch die tiefeschürfende und formschöne Weiterführung der Forschung Freuds.

Pfister.



## Chronik

U. S. A. Am Institut für Psychoanalyse in Chicago hielten Dr. Alexander und Dr. Horney einen Kurs für Sozialfürsorger und Lehrer, der von 613 Hörern besucht war.

ENGLAND. London Institut of Psychoanalysis veröffentlicht den Bericht über das Studienjahr 1932/33. Die Entwicklung der Abteilung für Kinder war einer der bedeutendsten Fortschritte des Instituts.

SCHWEIZ. Am 23. Februar 1933 vollendete Pfarrer Dr. O. Pfister sein 60. Lebensjahr. Der Vorsitzende der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse, Dr. Philipp Sarasin, begrüßte ihn in der Sitzung vom 25. Februar unter lebhaftem Beifall der Anwesenden mit folgenden Worten:

*Sehr verehrter Herr Pfarrer!*

*Gestatten Sie mir, Ihnen heute, im Schoße der Vereinigung, meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihren 60. Geburtstag zu überreichen.*

*Das große und reiche Lebenswerk eingehend zu würdigen, auf das Sie zurückblicken dürfen, ist wohl jetzt nicht meine Aufgabe. Einige Worte persönlichen Dankes möchte ich aber doch beisteuern.*

*Vor mehr als zehn Jahren konnte man im Wartezimmer von Professor Freud photographische Aufnahmen verschiedener psychoanalytischer Kongresse bemerken, unter deren Teilnehmern Sie sich bereits befanden, jener fernen Kongresse vor dem Kriege, in jener heroischen psychoanalytischen Frühzeit.*

*Bereits 1908 erkannten Sie ja mit sicherem Blick, was der geniale Wiener Psychologe zu bieten hatte, und hielten ihm durch alle Stürme der Zeit getreue Gefolgschaft.*

*Als die mannigfachen Abfallbewegungen einsetzten und die Zürcherische Gesellschaft für Psychoanalyse im Jahre 1914 den Bruch mit Freud vollzog, gab es für Sie kein Schwanken und Sie setzten sich wieder frisch dafür ein, als im Jahre 1919 die Gründung der heutigen Schweizerischen Vereinigung gelang, der Sie Ihre reichen Kräfte zur Verfügung stellten.*

*Zahlreiche Werke sind im Laufe der Zeit Ihrer fleißigen Feder entsprungen und gehören zum eisernen Bestand der psychoanalytischen Literatur. Unzählbar ist aber die Menge seelisch*

*Notleidender, die bei Ihnen Verständnis, Hilfe und Heilung gefunden haben.*

*Wir bewundern an Ihnen Ihre Tatkraft, getragen von belebendem Optimismus, wir bewundern den ärztlichen Blick, womit Sie dem seelisch Geschädigten erfolgreich beistehen, wir bewundern Ihre Beharrlichkeit, mit der Sie Freud die Treue halten und der Schweizerischen Vereinigung Ihre Kräfte und Ihre Zeit opfern.*

*Wir danken Ihnen für Ihre zuverlässige Hilfsbereitschaft und wünschen Ihnen noch viele fruchtbare Jahre.*

IN MULTOS ANNOS.

(Aus Int. Zeitschr. f. Psa. XIA/3, 1933)

BASEL. Die Volkshochschule der Universität Basel beauftragte den Herausgeber der Ztschr. f. Psa. Päd., Herrn Dr. Heinrich Meng, Vorlesungen über Pädagogik und Erziehungslehre zu halten. Dr. Meng beginnt seine Vorlesungen in diesem Wintersemester und hat seinen Wohnsitz von Frankfurt a. M. nach Basel, Angensteinerstraße Nr. 16, verlegt.

ÖSTERREICH. Der Lehrausschuß der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung hat eben Richtlinien für die Lehrtätigkeit herausgegeben. Der Lehrgang für Pädagogen bezweckt die Vertiefung des pädagogischen Wissens und beruflichen Könnens durch das Studium der analytischen Psychologie und vermittelt die Erfahrungen, die bisher in der Anwendung der Psychoanalyse in verschiedenen Zweigen der Pädagogik erarbeitet wurden. Der Lehrgang ist zweijährig. Aufnahmebedingung für den ersten Jahrgang ist der Nachweis einer pädagogischen Berufsvorbildung und einer längeren praktischen pädagogischen Betätigung. Aufnahmebedingung für den zweiten Jahrgang ist der Nachweis erfolgreicher Teilnahme am ersten Jahrgang oder entsprechender psychoanalytischer Vorbildung. Für die Absolventen des zweiten Jahrganges, die eine eigene Analyse

(Pädagogenanalyse) durchgemacht haben, stehen die dauernden pädagogisch-analytischen Fortbildungsinstitutionen (Arbeitsgemeinschaften, Seminare, Erziehungsberatung) offen.

Der pädagogische Lehrgang setzt sich demnach folgendermaßen zusammen:

a) Theoretisch-praktische Ausbildung.

*Erster Jahrgang.*

Einführungskurse:

1. Teil: Einführung in die Psychoanalyse,
  2. Teil: Psa. Kinderpsychologie,
  3. Teil: Übersicht über die psa. Pädagogik.
- Seminar: Lektüre Freudscher Schriften.

*Zweiter Jahrgang.*

Seminare: Besprechung praktischer Fälle in pädagogischen Fachgruppen.

Kurs: Einführung in die Erziehungsberatung.

Seminar: Die Einwände gegen die Psychoanalyse.

b) Fortbildung:

Seminar für Erziehungsberater,

Praktikum der Erziehungsberatung (in Gruppen),

Seminar für Pädagogen.

*Das Programm des Wintersemesters*

enthält für Pädagogen folgende Spezialveranstaltungen:

*S. Bernfeld:* Einführung in die Psychoanalyse (für Studenten, Pädagogen, Akademiker), zehnstündig. Dienstag 8 bis 9 Uhr abends. Beginn: 10. Oktober (IX., Pelikangasse 18).

*A. Aichhorn:* Einführung in die Erziehungsberatung. Jeden zweiten Montag um 8 Uhr abends. Beginn: 23. Oktober (IX., Pelikangasse 18).

*A. Aichhorn:* Seminar für Erziehungsberater. Jeden zweiten Montag um 8 Uhr abends. Beginn: 30. Oktober (I., Börseg. 11).

*A. Aichhorn, S. Bernfeld, Anna Freud, W. Hoffer:* Seminare zur Besprechung praktischer Fälle. In pädagogischen Fachgruppen. Näheres wird noch bekanntgegeben.

*A. Aichhorn, W. Hoffer, Editha Sterba:* Praktikum der Erziehungsberatung (in Gruppen). Jeden Donnerstag von 6 bis 8 Uhr abends. Beginn wird noch bekanntgegeben (Wasagasse 10).

*W. Hoffer:* Seminar für Pädagogen. Jeden zweiten Dienstag um 9 Uhr abends. Beginn: 24. Oktober (I., Börsegasse 11).

# Sonderhefte

der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“

## ***Sexuelle Aufklärung***

(= I. Jg., Heft 7—8—9)

**Mark 2,50**

Enthält 17 Beiträge von Bernfeld, Friedjung, Graber, Hirschmann, Hollós, Landauer, Liertz, Meng, Reich, Schneider, Wolffheim, Zulliger u. a.

## ***Stottern***

(= II. Jg., Heft 11—12)

**Mark 2,—**

Aus dem Inhalt: Schneider: Über den Sinn des Stotterns — Graber: Redehemmung und Analerotik — Coriat: Die Verhütung des Stotterns — usw.

## ***Erziehungsberatung***

(= VI. Jg., Heft 11—12)

**Mark 2,—**

Mit Beiträgen von Aichhorn, Hoffer, Redl, Schikola, Sterba, Zulliger

## ***Spielen und Spiele***

(= VI. Jg., Heft 5—6)

**Mark 2,—**

Mit Beiträgen von Burlingham, Hoffer, Nunberg, Pipal, Roubiczek, Schneider, Wälder, Wolffheim, Zulliger u. a.

## ***Die Psychoanalyse des Kinderzimmers***

Von Alice Bálint

(= VI. Jg., Heft 2/3)

**Mark 2,—**

## ***Intellektuelle Hemmungen***

(= IV. Jg., Heft 11—12)

**Mark 2,—**

Aus dem Inhalt: Federn: Psychoanalytische Auffassung der intellektuellen Hemmung — Hermann: Begabtheit und Unbegabtheit — Bornstein: Sexual- und Intellekthemmung — Stern: Episodische Dummheit einer 16jährigen — usw.

## ***Sterba: Einführung in die psychoanalyt. Libidolehre***

(= V. Jg., Heft 2—3)

**Mark 2,—**

Aus dem Inhalt: I) Trieblehre — II) Sexualtheorie — III) Triebschicksale — IV) Wiederholungszwang und Todestrieb

## ***Menstruation***

(= V. Jg., Heft 5—6)

**Mark 2,—**

Aus dem Inhalt: Horney: Prämenstruelle Verstimmungen — Landauer: Menstruationserlebnis des Knaben — Chadwick: Menstruationsangst — Pipal: Wie es bei Hansi war — usw.

Verlag der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“

Wien I, In der Börse

# ANNA FREUD

## Einführung in die Psychoanalyse für Pädagogen

100 Seiten

Kl. 8°

Kartoniert RM. 3:50

### I N H A L T :

---

#### ERSTER VORTRAG:

Die infantile Amnesie und der  
Oedipuskomplex.

---

#### ZWEITER VORTRAG:

Das infantile Triebleben.

---

#### DRITTER VORTRAG:

Die Latenzperiode.

---

#### VIERTER VORTRAG:

Die Beziehungen zwischen Psychoanalyse  
und Pädagogik.

---

Anna Freud ist vielleicht die geschickteste Interpretin, die ihr Vater gegenüber den Pädagogen finden konnte. Sie hat eine große praktische Erfahrung und eine glückliche Art, Erfahrungs- und Forschungsergebnisse in einfacher Form darzustellen. Vielleicht gelingt es gerade diesem Buch, durch seine Schlichtheit weitere Kreise praktischer Pädagogen überhaupt erstmal zu ernsthafter Beschäftigung mit der Psychoanalyse anzuregen.

*Das Werdende Zeitalter.*

VERLAG HANS HUBER, BERN

# ANNA FREUD

## Einführung in die Psychoanalyse für Pädagogen

100 Seiten Kl. 8° Kartoniert RM. 3'50

### I N H A L T :

#### ERSTER VORTRAG:

Die infantile Amnesie und der  
Oedipuskomplex.

#### ZWEITER VORTRAG:

Das infantile Triebleben.

#### DRITTER VORTRAG:

Die Latenzperiode.

#### VIERTER VORTRAG:

Die Beziehungen zwischen Psychoanalyse  
und Pädagogik.

Anna Freud ist vielleicht die geschickteste Interpretin, die ihr Vater gegenüber den Pädagogen finden konnte. Sie hat eine große praktische Erfahrung und eine glückliche Art, Erfahrungs- und Forschungsergebnisse in einfacher Form darzustellen. Vielleicht gelingt es gerade diesem Buch, durch seine Schlichtheit weitere Kreise praktischer Pädagogen überhaupt erstmal zu ernsthafter Beschäftigung mit der Psychoanalyse anzuregen.

*Das Werdende Zeitalter.*

VERLAG HANS HUBER, BERN

# Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

*Ernst Schneider* . Neurotische Depression  
und Stehlen

*Margaret E. Fries* Beispiele der Spieltechnik in der  
Analyse des Kleinkindes

*Klara Hofstetter* . Gebetzwang einer Vierzehnjährigen

*Steff Bornstein* . . Ein Beitrag zur Psychoanalyse  
des Pädagogen

*Mary Chadwick* . Kindheitserlebnisse  
von Pflegerinnen

*Richard Sterba* . . Über den Ödipuskomplex beim  
Mädchen

Erziehung und Kindergarten – Buchbesprechungen – Chronik

Preis dieses Heftes Mark 2'—